Frank Helzel

Rollenspiele in kolonialisierten Lebenswelten.
Über zwei Kapuzinermönche, Multatuli und Albert Memmi

Bad Wildungen, September 2015

Inhaltsverzeichnis

1 Leben als ob oder als ob nicht....5
2 Menschenrechtliche Empörung in der Karibik des 17. Jahrhunderts....10
2.1 Ein französischer und ein spanischer Kapuziner in Übersee....10
2.2 Textproben aus den Schriften der beiden Kapuziner....11
2.3 Reparationsforderungen in der französischen Gegenwart....14
3 Die Machtfrage in kolonialisierten Lebenswelten....17
3.1 In „Holländisch Sibirien“ in der Provinz Drente....18
3.2 Mit Multatuli in Niederländisch-Indien....21
3.2.1 Über den Schriftsteller Eduard Douwes Dekker....21
3.2.2 „Max Havelaar oder die Kaffee-Versteigerung“....24
4 Albert Memmis Porträts aus der kolonialisierten Lebenswelt....31
4.1 Ein einschneidendes Jugenderlebnis....31
4.2 Die Spiegelung kolonialistischer Beziehungen in Abhängigkeitsverhältnissen....35
4.3 „Portrait du décolonisé arabo-musulman et de quelques autres“ (2004)....37
4.3.1 Eine Begegnung im Internet 2015....37
4.3.2 „Porträt des Dekolonisierten von Albert Memmi – dringend zu lesen!“....38
4.3.3 Die Schlussfolgerungen eines alt gewordenen geistigen Nomaden....39
5 Abschließende Beobachtungen zum Rollenspiel....43

1 Leben *als ob* oder *als ob nicht*

Wie und wo immer von Postkolonialismus geredet und geschrieben wird, als wäre der Kolonialismus mit den Unabhängigkeitskämpfen gegen die europäischen Kolonialmächte verschwunden: der Kolonialismus west nicht nur als *science fiction* fort, wenn angesichts des erschöpften Erdplaneten über das Einrichten von Kolonien im Weltraum nachgedacht und fantasiert wird. Der Begriff „Kolonie“ und alle mit ihm verbundenen Ableitungen – etwa „Kolonialismus“ als der kritischste –, ist jedoch inzwischen so belastet, dass er aus der internationalen Politik verschwunden ist. Land Grabbing ist einer der Anglizismen, der ihn ersetzt hat und der bei Wikipedia nur ansatzweise mit Kolonialismus in den Anmerkungen mit Verweis auf Literaturtitel in Zusammenhang gebracht, aber nicht irgendeiner Kategorie wie etwa „Imperialismus“ oder „Kolonialgeschichte“ zugeordnet wird. Am ehesten scheint in dem wieder zu einigem Ansehen gebrachten Begriff „Geopolitik“ Kolonialistisches zur Anschauung kommen zu können.

Ein welterfahrener deutscher Autor wie Johann Gottfried Seume (1763-1810) machte sich über die Begriffsvermeidung und Begriffserfindung entsprechende Gedanken: „*Wenn man menschlich fühlte und dachte, fand man das Wort Sclave zu hart; man sagte Leibeigener, dann Erbmann, dann Fröhner, dann Bauer; von der Sache selbst suchte man immer so viel als möglich zu behalten.*“ In heutiger Zeitgenossenschaft empfiehlt sich ein Blick auf den uruguayischen Schriftsteller Eduardo Galeano (1940-2015), für den der Kolonialismus in anderer Weise als für Albert Memmi zum Lebensthema wurde. Seine folgende Beobachtung hat im Internet vielfältige Verbreitung gefunden: „*El colonialismo visible te mutila sin disimulo: te prohibe decir, te prohibe hacer, te prohibe ser. El colonialismo invisible, en cambio, te convence de que la servidumbre es tu destino y la impotencia tu naturaleza: te convence de que no se puede decir, no se puede hacer, no se puede ser.*“ (~ *Der sichtbare Kolonialismus verstümmelt dich ganz unverstellt: er verbietet dir das Aussprechen, er verbietet dir das Tun, er verbietet dir das Sein. Im Unterschied dazu überzeugt dich der unsichtbare Kolonialismus davon, dass die Unterordnung dein Schicksal und die Ohnmacht deine Natur sind: er überzeugt dich davon, dass nichts zu sagen, nichts zu machen und nicht zu sein ist.*)[1]

Was Galeano *unsichtbaren Kolonialismus* nennt, gehört in das Umfeld der *Kolonialisierung der Lebenswelten* der Individuen oder eines auf die Sozialisation des Einzelnen in seiner Alters-kohorte zielenden *inneren/internen Kolonialismus,* wie er in der Pädagogik im „Zeitalter der Auf-klärung“ seit dem 18. Jahrhundert in Europa Fuß zu fassen begann und heute unter dem Begriff „Schwarze Pädagogik“ aufgearbeitet wird. So braucht es nicht zu verwundern, dass Johann Gott-lob Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ (1807/08) von der Einrichtung von „*Erzie-hungs-Kolonien*“ spricht, in denen die Kinder der staatlich zu planenden und zu verfassenden Nation auf *einem hinlänglichen Stück Land und mit einer ersten Ausstattung* zusammenzuführen seien.[2]

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben hat dieses Vertrauen in den staatlichen Rahmen nicht mehr. Er ist mit seinen Untersuchungen über den Ausnahmezustand und den Homo sacer bekannt geworden. Iris Radisch interviewte ihn neuerdings zur Situation Europas angesichts der Griechenlandkrise und stellte das Ergebnis unter der Überschrift „Europa muss kollabieren“ vor.[3] Staatliche Lösungen gibt es für Agamben nicht mehr, nachdem der europäische Geist zu nicht mehr

1 In: Eduardo Galeano, *El libro de los abrazos* (zuerst 1989), Aphorismus in Kapitel „*La cultura del terror/7*“.
2 Matthias Rittner, *Theorien und Konzepte nationaler Erziehung von der Deutschen Romantik bis zum Nationalsozialismus* (2012), http://d-nb.info/1034425471/34, S. 101, 115. – Im Zusammenhang mit Multatulis Roman „Max Havelaar“ wird auf die gegenwärtig zur Museumslandschaft umgestaltete Ortschaft Veenhuizen (Noordenveld) eingegangen werden, die sich aus einer Erziehungskolonie über eine Strafkolonie entwickelte und heute ein Gefängnis beherbergt, in dem neuerdings auch Strafgefangene aus Norwegen untergebracht werden, da dort keine Zellen mehr zur Verfügung stehen (http://www.fr-online.de/panorama/niederlande-norwegen-mietet-gefaengniszellen,1472782,30016220.html).
3 In: Die Zeit Nr. 35, 27. August 2015, S. 39 f.

als zur *Religion des Geldes* zusammengeschrumpft ist. Dabei befinde sich die kapitalistische Ideologie im Todeskampf: „*Fatalerweise fällt er mit ihrer aberwitzigsten und furchterregendsten Ausprägung zusammen: der Idee eines unendlichen Wachstums des Produktionsprozesses.*“

Wenn AGAMBEN im Anschluss an WALTER BENJAMIN von *Religion des Geldes*[4] spricht, dann verbirgt sich in ihr nichts anderes als die allgemeinste Verwirklichung der Welt als einer dem Menschen zur Ausbeutung und Selbstausbeutung anheim gegebenen Kolonie, in der der Schöpfungsbefehl der Genesis an den Menschen, fruchtbar zu sein, sich zu vermehren und sich die Erde untertan zu machen,[5] im gegenwärtigen globalen Wirtschaften und seinen nicht mehr zu entwirrenden Vernetzungen in einem Schreckensbild geronnen ist.

Nur mehr Auswege außerhalb des Staates kommen für AGAMBEN in Frage. Denn „*alle Staaten stinken*“, wie es für Romain Rolland im Umfeld des Ersten Weltkrieges zur Gewissheit geworden war und wie es offenbar auch AGAMBEN als Tatsache ansieht.[6] Für Auswege bietet jedoch die europäische Vergangenheit auch Vorbilder, zu denen zwar nicht zurückzukehren sei, die aber eine Richtung angeben, zumal AGAMBEN der Auffassung ist, dass in jedem Leben selbst schon alles da sei. Es sei eine „*Spannung, die die soziale Identität und die rechtlichen, wirtschaftlichen und sogar körperlichen Gegebenheiten außer Kraft setzt, um einen anderen Gebrauch von ihnen zu machen*“. Er kommt auf Mönche zu sprechen: „*Mein Interesse am Mönchstum weckte der Umstand, dass nicht selten Menschen, die der vermögendsten und gebildetsten Schicht angehörten, wie es bei Basilius dem Großen, Benedikt von Nursia, dem Gründer des Benediktinerordens, und später bei Franziskus der Fall war, den Entschluss fassten, aus der Gesellschaft, in der sie bislang lebten, auszusteigen, um eine radikal andere Lebensgemeinschaft oder, was meiner Ansicht nach dasselbe ist, eine radikal andere Politik zu begründen*.“

Dann kommt AGAMBEN auf ein Thema zu sprechen, mit dem er sich in dem Buch „Die Zeit, die bleibt. Ein Kommentar zum Römerbrief“ (2000, dt.2006) auseinandergesetzt hat. Es handelt sich um eine Passage aus dem Brief Paulus' an die Korinther, und zwar im ersten Brief, 7, 29–31: „*Denn das müsst ihr wissen, Brüder: die Tage sind gezählt. Darum nehmt das, was ihr jetzt noch tut oder leidet, nicht zu wichtig. Wer verheiratet ist, soll innerlich so frei sein, als wäre er unverheiratet. Wer traurig ist, lasse sich nicht von seiner Traurigkeit gefangennehmen, und wer fröhlich ist, nicht von seiner Freude. Kauft ein, als ob ihr das Gekaufte nicht behalten würdet, und geht euren Beschäftigungen so nach, dass ihr nicht darin aufgeht. Denn diese Welt und ihre Einrichtungen werden nicht mehr lange bestehen.*“ Bei Paulus ist wohl an die Wiederkunft des Messias gedacht, der die Welt erlösen wird. AGAMBEN geht es jedoch im Interview nicht ausdrücklich um Messianisches, sondern einfach darum, dass Menschen von ihren Rollen Abstand nehmen können, so dass die gespielte Rolle zum „als ob“ und das identitätslos gewordene Bei-sich-Sein im Abstand zur Rolle ein „als ob nicht“ wird, das gewissermaßen ausdrucks- und gesichtslos bleibt.

AGAMBEN umschreibt auf diese Weise nichts anderes, als was auf dieser Domain immer wieder als die literarische Welttheateridee thematisiert wird. Menschen sind Rollenträger und verfügen nur als solche über „*die soziale Identität und die rechtlichen, wirtschaftlichen und sogar körperlichen Gegebenheiten*“, die in ihnen als Individuen zur Erscheinung kommen und in denen sie für ihr Gegenüber als Person fassbar werden. Gleichwohl gehen sie darin nicht auf. Entscheidend ist, dass sich Individuen selbst als Träger einer Potenz erkennen, die mehr ist als ihre Rolle und über sie hinausschießt. Diese Potenz ermöglicht es, sich als Rollenträger zu erkennen. Paulus scheint davon auszugehen, dass sie für jeden abrufbar ist. So verhält es sich offenbar auch bei AGAMBEN.

4 Siehe dazu Matthäus, 6, 24: „*Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.*“

5 Siehe Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Kröner, Stuttgart 1996, S. 3.

6 Zitiert bei Julien Benda, *Der Verrat der Intellektuellen*, Fischer, Frankfurt 1988, S. 66, Anm. 100.

„Schwarze Pädagogik“ und die Anpassung des Individuums an kolonialisierte Lebenswelten hingegen zielen darauf ab, Individuen so abzurichten, dass ihnen der Zugang zu dieser Potenz und so viel Selbstwahrnehmung verschlossen bleibt, als Rollenspieler zu sich Abstand nehmen zu können und in „*Geschäftslosigkeit*“ (AGAMBEN) zu sich selbst zu kommen.[7] Aber erst die Fähigkeit, zu sich auf Abstand gehen zu können, ermöglicht eine unbefangene Wahrnehmung des Nächsten als eines Rollenträgers und sich in ihn hineinzuversetzen. Wie die Selbstwahrnehmung als eines Rollenspielers auf die Ausgestaltung der Rolle sowohl positiv wie negativ einwirken kann, kann die Wahrnehmung der Rolle des anderen zu einer differenzierten Zuwendung und Empathie führen und Rollenverhalten besprechbar machen. Indem es besprechbar wird, wird es zugänglich und damit veränderbar. Wie Romain Gary sieht AGAMBEN jenseits allen kalkulierbaren Gebrauchswerts in der Dichtung, also in der Kunst, und darüber hinaus im Feiern von Festen beispielhafte Möglichkeiten zukunftsoffener Selbstüberschreitung.

Im Folgenden soll es nicht um Kunst und Feste gehen, aber um Literatur, die über das in ihr zum Ausdruck gebrachte menschenrechtliche Engagement in kolonialisierten Lebenswelten Unfrieden stiften möchte, indem Machtverhältnisse in Frage gestellt werden, die auf Individuen als willige Funktionsträger bauen und in denen Kunst oder Feste – vielleicht auch Massaker – nicht mehr sind als in das kolonialisierte Gefüge eingelassene und entsprechend kontrollierte Veranstaltungen. Das heißt, dass die vorzustellenden Texte auf ihre Potenz hin befragt werden, wie sie die nicht mehr akzeptierten und eigentlich niemandem mehr zumutbaren Verhältnisse zum Tanzen bringen.

Wie ich mein Vorgehen verstehe, sei an einem Text demonstriert, den Albert Bensoussan zum 95. Geburtstag im Jahr 2015 des auch von mir hochgeschätzten Albert Memmi veröffentlichte, bevor ich später auf MEMMI als Erforscher der kolonialistischen Erfahrung zu sprechen komme:[8]

„Albert Memmi: testamentarische Portraits

'Wer sich als Jude akzeptiert, neigt dazu, im Inneren des Universums der anderen ein eigenes vollständiges geistiges und materielles Universum zu konstruieren', schrieb Albert Memmi in *La libération du Juif*. Wie jedermann hat der Jude das Recht, für sich einzufordern, was der spanische Philosoph José Ortega y Gasset so einfach erklärte: 'Ich bin ich und mein Umstand.'[9] Jeder Mensch, jede menschliche Person hat das absolute soziale und politische Recht, Träger nicht nur eines genetischen, sondern auch eines in den Umständen mitgegebenen Vermögens zu sein. Unter 'Umstand' sind ganz gewiss Raum und Zeit, das Hier und Jetzt zu verstehen.

Albert Memmi, einer der größten Soziologen – und Schriftsteller – unserer Zeit hat die Untersuchungen zu randständigen Menschen in ihrem Raum und ihrer Zeit zum Wesentlichen seiner Überlegungen gemacht. Der randständige Mensch, das heißt der Jude,[10] aber auch jede andere einer Minderheit zuzurechnende Person, jeder Unterdrückte, jeder Verlassene, jeder Verfolgte, ob er Jude, Araber, Schwarzer, Goi

7 Man lese dazu Alice Miller, *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1981. – Heute wird von *resilienten* Personen [Resilienz (Psychologie)] gesprochen, die in ihrem Rollenspiel auf Beeinträchtigungen von innen und außen am sensibelsten und überzeugendsten reagieren, möglicherweise sogar dadurch, dass sie eine gänzlich neue Rolle übernehmen.

8 http://www.terredisrael.com/infos/albert-memmi-portraits-testamentaires-albert-bensoussan/ – Mit der Erlaubnis des Autors übersetzt von F.H.

9 „*Yo soy yo y mi circunstancia*“ schrieb José Ortega y Gasset in „*Meditaciones del Quijote*“ (1914): http://www.mercaba.org/SANLUIS/Filosofia/autores/Contempor%C3%A1nea/Ortega%20y%20Gasset/Meditaciones%20del%20Quijote.pdf, S. 12.

10 Albert Bensoussan macht keinen Unterschied zwischen dem jüdischen Israeli als Staatsbürger, der in Israel sicher nicht als „randständig“ zu bezeichnen ist, und dem Juden in der Diaspora als Staatsbürger des Landes, in dem er außerhalb Israels lebt, zum Beispiel in Frankreich.

(Nichtjude), Frau oder Homosexueller sei.

Er ist ein Kind des Ghettos von Tunis, das er verlassen hat (man lese dazu den großen Roman '*Die Salzsäule*', zu der der Erzähler erstarrt, als er zurückschaut), um in Paris den höchsten Universitätsrang zu erklimmen; ist er, der sich von seinem Lehrer in der Schule beim Abhören hatte sagen lassen müssen: '*Afrika spricht zu euch*', denn das verwies ihn wegen seines Akzents und seines Aussehens auf seine Ursprünge, nicht am besten geeignet, diesen umfassenden Blick auf die Unterdrückten dieser Welt zu richten und sie besser zu verstehen und zu verteidigen als jeder andere ihrer Fürsprecher? Daher rührt sein imponierendes Werk, das heute vom Spezialisten für maghrebinische Literatur Guy Dugas an der Universität betreut wird […] und das sämtliche Essais von Albert Memmi zu diesem Thema versammelt: *Portraits* (Planète libre, CNRS éditions, 2015, 1290p., 45€).

'*Was ist ein Jude?*', fragt Steiner in der Tiefe des Kellers, wo er sich während der deutschen Okkupation von Paris versteckt, in dem bewundernswerten Film '*Die letzte Metro*' von François Truffaut (der übrigens entdeckte, dass er Jude war, als er spät erfuhr, wer sein Vater gewesen sei[11]). Und der Darsteller setzt sich eine gebogene Nase auf, damit er der unreinen Karikatur ähnlich werde. Die Frage bleibt nach wie vor gestellt. Sogar mehr als je. Shlomo Sand, Geschichtsprofessor an der Universität von Tel Aviv, macht nicht viele Umwege: den Juden gibt es nicht, das Judentum ist nichts anderes als eine Ansammlung von Mythen und Erfindungen ohne historische Basis. (Man wäre angesichts eines so überbordenden Gedankens versucht zu sagen: 'hysterisch'.) Einige teilen diesen Standpunkt und wohl besonders diejenigen, die in ihrem Körper und wahrscheinlich in ihren Genen vererbt den jüdischen Selbsthass tragen.[12] Wenn aber die Juden – dieses Volk, das der Bibel nach Gott gegeben ist – nicht existieren, warum gibt es dann so viel Hass? Und wie konnte dieser in die Gaskammer deportierte Jude an die Adresse seiner Henker sagen: *Ihr tötet keinen Juden, sondern einen* '*französischen Staatsbürger*'? (ein von Memmi zitierter Satz). Darauf hätten die NS-Folterer antworten können: '*Du willst uns wohl einen Bären aufbinden*', indem sie ihn in die Kammer drückten: '*Schnell, schnell!*' Wie Shlomo Sand gegenüber wäre hier einzuwerfen, was ein in einer psychiatrischen Anstalt untergebrachter Narr sagt, weil er sich für ein Getreidekorn hält. Als er als geheilt entlassen werden soll, schreit er seinen Psychiater an: 'I*ch weiß von nun an, dass ich kein Getreidekorn bin, aber wissen das auch die Hühner draußen?*' Jean-Paul Sartre, der Memmis ersten Essai '*Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts*' mit einem brillanten Vorwort versah, hat, ausgehend von seiner Freundschaft mit seinem 'lieben Kameraden' Raymond Aron in '*Überlegungen zur Judenfrage*' alles über die Wahrnehmung des Juden gesagt. Jude ist derjenige, der von den anderen als solcher angesehen wird. Dabei gilt für Sartre der existentialistischen Doktrin entsprechend, dass das Dasein dem Sein vorausgeht (*l'existence précède l'essence*). So geschieht es, dass im heutigen Frankreich auf der Straße voll integrierte französische Staatsbürger angegriffen – und getötet – werden, weil man sie für Juden hält; also ist die lange, äußerst kundige Überlegung Albert Memmis aktueller denn je.[13] Judaismus, Judentum, Jüdischkeit: das sind die Begriffe, denen er

11 Frage des Übersetzers: Man kann also Jude sein, ohne es zu wissen? Was ist mit denen, die nie erfahren, dass ihr Vater Jude gewesen sein soll, weil er es nie als sein Wesensmerkmal selbst wahrnahm und deshalb nie zu erkennen geben konnte? Soll nicht auch der offiziellen Definition nach nur der Jude sein, der eine sich bekennende jüdische Mutter hat?

12 Wie ernst oder metaphorisch ist das von Bensoussan gemeint: ein über die *Gene* vererbter „Jüdischer Selbsthass“?

13 Der Übersetzer kennt keine Äußerung Memmis zu Shlomo Sand.

sich zuwendet. Und die Gesamtheit seiner Essais über den beherrschten Menschen stellt '*Marksteine eines Jahrhunderts dar, das von jeder Art Entfremdung heimgesucht wurde*', indem Memmi Hass und Unterdrückung in einen von ihm geprägten Begriff fasst: Heterophobie. Mehr als je erleben wir in diesem dritten Jahrtausend den Hass auf den anderen. Er heißt Rassismus.

Zu bemerken ist, dass nur zwei Werke Memmis ins Hebräische übersetzt sind: das *Porträt des Kolonisators und des Kolonisierten* mit Sartres erhellendem Vorwort und '*La libération du Juif*' [...], in dem natürlich die letzte Bestimmung des Juden, der sich seiner Traditionen (man wagt nicht zu sagen: seiner Gene), seiner Kultur, seiner Religion ... und des Ausgeschlossenseins bewusst ist, unter dem er nach wie vor leidet, weil daraus Verfolgung wird, evoziert wird: Sie heißt Alija.[14] Ein solches Werk, sehr kundig kommentiert und mit Anmerkungen versehen, kann man nicht zusammenfassen. Aber es ist gewiss, dass diese Summe – dieses Denkmal jüdischen Denkens[15] – in jeder jüdischen und nicht-jüdischen Bibliothek stehen müsste, denn sie geht vom randständigen, in der Minderheit befindlichen Menschen aus, berührt das Universelle und gelangt zum Allermenschlichsten. Deshalb ist es für jedermann von Interesse.

Dieses Jahr vollendet Memmi sein 95. Lebensjahr. Er möge seinem alten Leser, Bewunderer und Freund erlauben, ihn in der Sprache seiner Mutter zu beglückwünschen: *Aqbal Mia ou Achren*. [...]"[16]

---

14 Fast hört es sich hier so an, als sei nicht die im Zionismus mit der Gründung Israels als Staat zur Ruhe gebrachte Alija gemeint, sondern eine, in der sich auch Johann Sebastian Bach aufgehoben fühlen könnte, wenn er in Kantate Nr. 70 "*Wachet! betet! betet! Wachet!*" zu dem Text „*Wenn kömmt der Tag, an dem wir ziehen aus dem Ägypten dieser Welt?*" eine Arie komponierte. Bei Bach ist an das alttestamentarische Ägypten gedacht, wo das Volk Israel gefangen gehalten wird, ehe Moses es durch das Rote Meer wegführt. Für Bach ist entsprechend *diese Welt* hier und jetzt ein Ort, wo er sich gefangen fühlt. (Nach meinem Wissen leben sowohl Albert Memmi wie auch Albert Bensoussan als französische Staatsbürger in Frankreich und erwägen nicht, Alija nach Israel zu machen.)

15 Auch hier fühlt sich der Übersetzer verunsichert, weil er nicht weiß, was an Memmis Denken *jüdisch* sein soll, wo es doch zu Porträts einer Vielheit unterdrückter Menschen geführt hat und im gegenwärtigen Israel am nachdrücklichsten über das *Porträt des Kolonisators und des Kolonisierten* nachzudenken wäre und ganz auf Memmis Linie (!) den Palästinensern die menschen- und völkerrechtlich selbstverständliche Autonomie jenseits der existierenden Apartheid zuzugestehen wäre.

16 Auf den Übersetzer wirkt dieser Glückwunschtext wie aus der von Sartre skizzierten Perspektive geschrieben. In Bensoussans Worten: „*Jude ist derjenige, der von den anderen* (nämlich von jemandem wie Bensoussan) *als solcher angesehen wird.*" Denn ohne dass der Übersetzer wüsste, was „*jüdisches Denken*" wäre, versteht er die Texte Memmis sehr gut! Denn nach dem Rollenkonzept, das der Übersetzer auf dieser Domain vertritt, ist das Judesein Albert Memmis oder Albert Bensoussans eine menschliche Rolle, aus der sie infolge der in ihrer *Geschäftslosigkeit* (Agamben) enthaltenen Potenz entsprechend heraustreten können. Wie Bensoussan feststellt: Das Werk Memmis ist für jedermann von Interesse. Und dass Jude zu sein keine genetische Angelegenheit oder fundamentalistische Fixiertheit zu sein braucht, hat der Israeli Shlomo Sand, wiewohl von einer jüdischen Mutter geboren, 2013 mit seinem Buch „*Warum ich aufhöre, Jude zu sein. Ein israelischer Standpunkt*" dargelegt.

2 Menschenrechtliche Empörung in der Karibik des 17. Jahrhunderts

„Moral kommt aber nicht aus Prinzipien – hier irrt Kant –,
sondern aus Gefühlen und Empfindungen
und den Überlegungen, die wir über sie anstellen."
Frans de Waal, „Der Mensch, der Bonobo und die Zehn Gebote"

2.1 Ein französischer und ein spanischer Kapuziner in Übersee

Seit den 1980er Jahren sind zuerst im hispanoamerikanischen Raum, dann in Frankreich und 2009 auch in einer wissenschaftlichen deutschen Arbeit die Texte zweier Mönche aus dem 17. Jahrhundert in Erinnerung gebracht worden, in denen die Beendigung des Sklavenhandels, die Befreiung aller Sklaven in den überseeischen europäischen Besitzungen und die restlose materielle Entschädigung für alles verlangt wird, was über die über Generationen verhängte Versklavung den zu menschlicher Ware gewordenen Menschen an Leiden und Verlust entstanden ist. Dieses Interesse entspricht einer Entwicklung, in der frühere Selbstverständlichkeiten, die mit der Verwirklichung des Kolonialismus einhergingen, hinterfragt werden. Das schlägt sich etwa darin nieder, dass Ansichten des Tradition bildenden französischen Politikers und politischen Schriftstellers Alexis de Tocqueville heute als skandalös angesehen werden und sich der Blick auf andere richtet, die für viele in der Vergangenheit begangene Verbrechen als Gerechte unter den Völkern gelten können, weil ihr Rechtsempfinden keinen Unterschied machte.[17] Als es nämlich 1848 um die Durchsetzung des Endes der Sklavengesetzgebung im französischen Kolonialreich ging, nahm er für die Sklavenhalter im Sinne der von ihm vertretenen Idee vom Privateigentum Stellung: „*Si les nègres ont droit à devenir libres, il est incontestable que les colons ont droit à n'être pas ruinés par la liberté des nègres*" (~ *Wenn die Neger ein Recht darauf haben, frei zu sein, ist unbestreitbar, dass die Siedler ein Recht darauf haben, durch die Freiheit der Neger nicht ruiniert zu werden*).[18]

Der kritische Blick auf Tocqueville als eines Befürworters französischer Kolonisation etwa in Algerien ist seit geraumer Zeit insgesamt auf das französische Kolonialerbe gerichtet. So wird inzwischen auch über zu leistende Reparationen diskutiert. 2014 erschien dazu von Louis Sala-Molins eine Streitschrift, in der die beiden Kapuzinermönche Francisco José de Jaca und Epiphane de Moirans als Gewährsleute dafür vorgestellt werden, dass Reparationsforderungen für kolonialistische Verbrechen nichts Anachronistisches an sich haben, weil immer wieder unterstellt wird, dass zu leistende Reparationen modernen Denkweisen entsprechen, die auf frühere Zeiten anzuwenden jeder Grundlage entbehre.[19] In dem Augenblick jedoch, wo Verbrechen gegen die Menschlichkeit als unverjährbar gelten, wie sich das zunehmend in der Rechtssetzung durchzusetzen beginnt, erweitern sich auch die Möglichkeiten, Reparationsansprüche zu stellen. Das „*Europäisches Übereinkommen über die Unverjährbarkeit von Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen*", das am 25. Januar 1974 in Strasbourg abgefasst wurde, gab dazu Anstöße für nationale Gesetzgebungsverfahren.

Zwei theologisch versierte Kapuzinermönche verlangten – ähnlich wie Bartolomé de Las Casas über 100 Jahre früher – unabhängig voneinander, sobald sie kolonialen Überseeboden betraten und sahen, was dort für Unrecht herrschte, in aller Öffentlichkeit die Abschaffung dieser Verhältnisse.

---

17 So wird heute, wenn von Aristoteles und seiner Befürwortung der Sklaverei als etwas „Natürlichem" die Rede ist, daran erinnert, dass es in der Zeitgenossenschaft Gegner einer solchen Konzeption gab, von denen allerdings nur einer namentlich überliefert ist: Alkidamas von Elaia (http://www.was-ist-soziale-gerechtigkeit.de/download/Soziale_Gerechtigkeit-2015-Kap003002.pdf, S. 79).

18 Einspruch gegen eine zu kritische Lesart Tocquevilles erhebt immer wieder Jean-Louis Benoît. So in *Comprendre Tocqueville*, Armand Colin, Paris 2004.

19 Louis Sala-Molins, *Esclavage réparation. Les lumières des capucins et les lueurs des pharisiens*, Lignes, Paris 2014.

Ihr Priesteramt und die Predigt gaben ihnen die Möglichkeit.

Francisco José de Jaca wurde 1645 in Nordostspanien geboren, trat 1665 in den Kapuzinerorden ein und wurde 1672 zum Priester geweiht. 1677 gelangte er nach Venezuela und Kolumbien, wurde aber wieder von seinem Missionierungsauftrag nach Havanna (Kuba) zurückgerufen. Bevor er sich nach Kuba einschiffte, lernte er das Vermächtnis zweier Jesuiten aus dem frühen 17. Jhd. kennen, die sich in der kolumbianischen Hafenstadt Cartagena um die schwarzen Sklaven kümmerten. Die aus Afrika angekommenen Sklaven wurden nämlich dort verkauft und verteilt. Die Jesuiten hatten im Hafen eine Einrichtung zur Verteidigung der Sklaven gegründet. Der Jesuit Pierre Claver (gest. 1654) nannte sich zum Beispiel „*Sklave der Sklaven*".

Zurück in Havanna verfasste Francisco José de Jaca seine Denkschrift: *Resolución sobre la libertad de los negros y sus originarios, en estado de paganos y después ya cristianos*. Er wurde von den zivilen Behörden schnell wegen Verursachung öffentlicher Unruhe belangt, denn er forderte von den weißen Herren, dass sie ihre Sklaven freilassen. Sie zu besitzen sei eine widerrechtliche Angelegenheit. In Havanna begegnete er einem Ordensbruder, der mit gleichem Engagement öffentlich gegen das beobachtete Unrecht auftrat: Épiphane de Moirans.

Dieser wurde als Epiphane Dunod 1644 in Frankreich geboren und trat 1665 in den Kapuzinerorden ein. Nach 12 Studienjahren erhielt er das Oratorendiplom und wurde 1676 zur Mission nach Cayenne gesandt, das jedoch gerade von den Holländern besetzt war. Von dort ging er nach Martinique und Grenada. So erhielt er Einblick in englische, französische und holländische Kolonialverhältnisse. Überall empörte ihn die Sklaverei, so dass er bei den Spaniern als französischer Spion galt. In Ketten gelegt wurde er nach Havanna gebracht.

Beide führten dort einen gemeinsamen Kampf. Wie Francisco José de Jaca erklärte er die Sklaverei für illegitim und forderte die Herren auf, ihre Sklaven zu befreien. Beide erteilten den Herren andernfalls in der Beichte nicht die Absolution. Kirchliche und königliche Autoritäten isolierten sie endgültig und setzten sie außerhalb der Stadt in einem Kloster fest. 1682 wurden sie voneinander getrennt nach Spanien befördert und in Cadiz vor das königliche Kolonialgericht (Consejo de Indias) gestellt. Beide verlangten, sich nach Rom begeben zu können, um beim Papst die Befreiung der Sklaven zu veranlassen. Die *Kongregation für die Glaubenslehre* nahm die Angelegenheit in Augenschein und ließ sie ruhen. Beide wurden in die eingeschränkte Freiheit entlassen, nämlich Europa nicht mehr verlassen zu dürfen. Épiphane de Moirans starb alsbald als 44-Jähriger 1689 im Kloster von Tours. Er hinterließ ein in Havanna geschriebenes Manuskript, das in die Archive in Sevilla gelangte, wo es 1982 wiederentdeckt wurde: „*Servi liberi seu Naturalis mancipiorum libertatis justa defensio*" (*Die befreiten Sklaven oder Die juristische Verteidigung der natürlichen Freiheit der Sklaven*). – Francisco José de Jaca starb wohl in ähnlichem Alter. Die letzte Nachricht von ihm stammt aus einem Kapuzinerkloster in der Nähe von Madrid vom 23. Oktober 1689. Er war krank und brauchte Pflege.[20]

2.2 Textproben aus den Schriften der beiden Kapuziner

1542 verfasste Bartolomé de Las Casas seine seit Jahrhunderten berühmte Schrift „Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder". Zu seiner Zeit war sie jedoch nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern diente nur der Information eines eng umschriebenen Leserkreises, dem der Autor zutraute, in seinem Sinne Einfluss nehmen zu können. Während in Spanien

20 Miguel Anxo Pena González, *Francisco José de Jaca: Una vida en favor de la libertad de los esclavos negros*, 2002: http://www.academia.edu/2532427/Francisco_Jos%C3%A9_de_Jaca._Una_vida_a_favor_de_la_liberaci%C3%B3n_de_los_esclavos_negros, S. 643 f.

und in Gebieten unter spanischer Herrschaft eine Verbreitung wegen der detailreichen Schilderungen von Gräueltaten unter Strafe stand, fand die Schrift doch ihren Weg ins Ausland, so dass es in Europa schnell Übersetzungen gab, so in Deutschland 1571, 1625, 1678 und 1701. Das heißt, dass Bartolomé de las Casas außer in seinem eigenen Wirkungskreis als Bischof folgenlos blieb. Seinen Publikationen, die vor allem bei den europäischen Gegnern Spaniens Verbreitung fanden, dienten vor allem dazu, Spanien in Verruf zu bringen, so dass er in Spanien bald als Verräter, Nestbeschmutzer und als hauptverantwortlich für das Entstehen der Leyenda negra galt.

Francisco José de Jaca und Épiphane de Moirans flechten in ihre Schriften Beobachtungen ein, die sie auch in französischen und holländischen Kolonialgebieten als Augenzeugen machten, so dass sie manchmal insgesamt von Europäern sprechen. Sie müssen aber, um zu ihren Forderungen von der Freilassung der Sklaven und von Entschädigungen für das zu kommen, was ihnen alles angetan wurde, auch detailreich schildern, was sie überall, wo sich Kolonisten niederlassen, für Unheil beobachteten, in das Indianer und afrikanische Schwarze flächendeckend gerieten. Festzuhalten ist jedenfalls, dass Kapuziner oder Jesuiten und andere Ordensleute nicht anonym unter ihresgleichen und im Missionierungsbetrieb aufzugehen brauchten, indem sie selbst Sklavenhalter wurden usw., sondern dass es Möglichkeiten gab, die vorgegebene Rolle individuell nach Gesichtspunkten zu spielen, die das persönliche Gewissen höher stellten als das, was das soziale Umfeld und die Machtverhältnisse für angepasste Rollenspielerei verlangte.

Die Schilderungen des Schreckens, wie sie Louis Sala-Molins bei der Vorstellung und Wiedergabe der beiden Texte nicht übergehen kann, werden hier nur kurz zitiert, denn das Hauptgewicht soll auf den Folgerungen liegen, die die beiden Kapuziner ziehen und die sie zum Handeln zwingen. Ihr Handeln bleibt jedoch folgenloser als das von Bartolomé de las Casas, da sie schließlich aus dem Verkehr gezogen werden und einer jahrhundertelangen Vergessenheit anheim fallen, bis ihre beiden Schriften in der Gegenwart in den Archiven ausfindig gemacht und gewürdigt werden.

Um seinen Forderungen Gewicht zu geben, führt de Jaca Folgendes aus:

„Muss man über die Auswirkungen dieser ungerechten Unterjochung sprechen? Dazu höre man diese Unglücklichen, die von ihren Herrn und Herrinnen als Sklaven gehalten werden. Ist es nötig, dass sie sprechen? Es genügt, wenn man sieht, welchen Züchtigungen sie in den Häusern ihrer Herren ausgesetzt sind. Ihre Herren sind eher Tyrannen, und ihre Häuser ähneln eher Eisernen Jungfrauen und Kerkern, wo sie so viel Grausamkeiten ausgesetzt sind. Der Hunger, den sie leiden müssen, möge sprechen. Dass die Eisen, Fesseln und Hemmnisse sprechen, mit denen ich sie an Händen und Füßen beschwert sah. Dass die grausamen Geißelungen sprechen mögen, denen sie in Gestalt von Ochsenziemern, Stricken und geteerten Riemen mit ihrem ganzen Körper ausgesetzt sind. Die Herren lassen es nicht mit den 40 Schlägen bewenden, die die heidnischen Römer ihren Sklaven verabreichten, sie erlegen ihnen bis zu 400 oder 600 Hiebe auf, manchmal mehrere Tage hintereinander. Schläge, deren Wirkung sie mildern, indem sie Essig, heißes Wachs oder kochendes Öl in die Wunden träufeln. Den Unglücklichen kann man durchs offene Fleisch bis auf die Knochen schauen. Noch nicht zufrieden mit diesen Grausamkeiten schneiden ihnen ihre Herren mit Messern ins Fleisch oder fügen ihnen Amputationen an Stellen zu, die mir der Anstand zu bezeichnen verbietet. Viele sind, wie ich weiß, auf diese Weise von ihren Herren, die die von vielen Tyrannen abgelegten Methoden neu erfunden haben, getötet worden. Diese Sklavenländereien bieten ein Bild wie das von der Hölle. […] In der wirklichen Hölle wird die göttliche Gerechtigkeit vollstreckt: diese hier bietet das Schauspiel des Gipfels der Unmenschlichkeit und der Ungerechtigkeit.“[21]

21 Louis Sala-Molins, wie Anm. 19, S. 52 f. (Mit der Erlaubnis des Autors übersetzt von F.H.)

Die Forderungen DE JACAS:

„Ich halte für ausgemacht, was bis hierher dargelegt wurde. Es ist so gewiss, dass es nicht einmal hätte aufgeschrieben werden müssen. Ich wiederhole, dass diese Schwarzen und ihre Nachkommen nicht nur frei sind, weil sie Christen sind: sie waren es schon, als sie noch Heiden waren. Folglich ist es nicht nur juristisch verpflichtend, ihnen ihre Freiheit zurückzugeben. Kraft der Gerechtigkeit ist es auch verpflichtend, sie für alles zu bezahlen, was ihre Erzeuger und Nachkommen hätten erben können, und was sie selbst die ganze Zeit über durch ihre Arbeit verdient haben, verlorene Zeit für sie, und für alles zu entschädigen, was sie an Schaden und Qualen erleiden mussten. Das befindet sich in Übereinstimmung mit dem, was in der Summa theologica des Thomas von Aquin geschrieben steht (IIa, IIae; q. 62, a 4). Man bezahle die Arbeit eines jeden entsprechend ihrer Dauer. Anders zu handeln ist untersagt, wie alles untersagt ist, was aus dem abgeleitet wird, was verboten ist (Bonifatius III.). Diese Verpflichtung ist ohne Verzögerung und ohne Erwartung anderer Erklärungen bindend, denn es genügt zu diesem Zweck einerseits alles hier an Tyrannei und Ungerechtigkeit Dargestellte wie andererseits das einhellige Gefühl gelehrter, mitleidsfähiger und gottesfürchtiger Personen. Es ist unnütz, andere Gründe anzuführen, damit diese jedem auferlegte Verpflichtung eingelöst werde. Es ist weiter unnütz, sich auf die Bulle von Papst Clemens V. zu berufen, die den Geistlichen von Amts wegen verbietet, Verträge abzuschließen (Clementinae). Im göttlichen Urteil werden so viel Blindheit und so viel Gier abgewogen werden. Das Recht fordert: 'Wo auch immer das Haus steht, es gehört seinem Besitzer.' Diese Unglücklichen sind nicht für das Schicksal haftbar zu machen, das über sie hereingebrochen ist. Deshalb genügt es, als Eigentum anzuerkennen, was ihnen rechtmäßig zusteht: die Freiheit. Sie müssen wieder in den Besitz der ihnen entzogenen Freiheit gelangen, denn sie tragen sie von Anfang an wie einen Schatz in sich. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass sie, zu Christen geworden, die Freiheit der Christen haben und als solche zu befreien sind.“[22]

In geschliffenerer Form und theologisch versierter äußert sich EPIPHANE DE MOIRANS mit den gleichen Zielen, indem hier indessen nur seine Schlussfolgerungen wiedergegeben werden:

„Die Europäer mögen nicht auf die Idee kommen, keine Reparationen zu leisten, weil die Schwarzen tot sind und weder Kinder noch Erben haben. Denn die Aneignung dessen, was einem nicht zusteht, bleibt verboten und die Verpflichtung zur Rückgabe bleibt unauslöschlich. Man lese Thomas von Aquin: 'Wenn derjenige, für den die Rückgabe bestimmt ist, völlig unbekannt ist, muss wenigstens nach Maßgabe des Möglichen wiedergutgemacht werden, das heißt, indem Almosen gegeben werden, ob es sich um einen Verstorbenen oder einen Lebenden handelt, selbstverständlich nach der Überprüfung, ob die Identifikation dessen, für den die Rückgabe bestimmt ist, möglich ist oder nicht. Wenn die betreffende Person verstorben ist, geht die Wiedergabe an seine Erben über, indem davon ausgegangen wird, dass sie eins sind. Wenn sie weit entfernt lebt, muss ihm das Geschuldete gebracht werden, besonders dann, wenn es sich um ein hochwertiges Gut handelt, das leicht zu befördern ist. Andernfalls muss das betreffende Gut an einem sicheren Ort, den der Besitzer kennt, deponiert und aufbewahrt werden.' All das versteht sich in Bezug auf jedes Gut. Um so mehr für die Entgeltung des Bluts, den Preis der Freiheit, des Schweißes und der Arbeit der schwarzen Sklaven, an denen sich die Spanier und andere in der Karibik bereichert haben, und für den Preis für den Schaden, den sie erlitten haben. All dieses ist der Preis für das Blut. All dessen haben sich die Haushalte in der Karibik bereichert, die zu

22 Louis Sala-Molins, wie Anm. 19, S. 55 f.

ungeheuren Vermögen gekommen sind. Haushalte, die auf Blut gebaut sind. Wohnungen, die gegründet, errichtet und unterhalten werden in und durch das Blut.

Man gebe also den Schwarzen, ihren Erben, ihren Abkömmlingen, was ihnen zurückzuerstatten ist. Den Rest gebe man den Armen. Denn es ist das Geld der Unbilligkeit. Und sie sind dazu verpflichtet, wenn sie nicht auf ewig verdammt sein wollen. Sie mögen nackt ins Himmelreich eintreten, denn andernfalls wird ihnen, die sich in der Karibik oder mit ihren Gütern bereichert haben, der Eintritt verwehrt sein. [...]

Das musste zu den widerrechtlichen Aneignungen gesagt werden.

Aber was die Lebensgefahr angeht, die fürchterlichen Auspeitschungen, der schändliche Handel, die unmenschlichen Entwurzelungen, die Eisen, Fesseln und Ketten, andere Grausamkeiten, die weder Menschen noch Tieren angetan werden dürfen: von was für Wiedergutmachungen wäre zu sprechen? [...] Überlassen wir das dem Urteil der Umsichtigen und Weisen, denn es wäre jetzt unnütz, darüber zu entscheiden...

All dies ist gegründet und beruht auf den Prinzipien nicht anzuzweifelnder Gewissheiten. Was müssen wir daraus für Schlüsse ziehen? Unter tausend von denen, die in den Sklavenhandel mit seinem vielfachen Unrecht verstrickt sind, ist nicht einer, wage ich zu sagen, als unschuldig auszunehmen, denn man hat bisher nirgends eine völlige Wiedergutmachung gesehen, die der auf Augustin gestützten Rechtsnorm des Thomas von Aquin entspricht: 'Wenn das Gut eines anderen, bei dessen Aneignung es unrechtmäßig zuging, zurückgegeben werden kann, aber es nicht geschieht, handelt es sich bei der Beichte nicht um Reue, sondern um Vorspiegelung. Kann es Reue geben? Es gibt kein Verzeihen der Sünde, wenn es keine Wiedergutmachung gibt.'"[23]

2.3 Reparationsforderungen in der französischen Gegenwart

Die Veröffentlichung von Louis Sala-Molins im Jahr 2014 steht in Zusammenhang mit dem Loi tendant à la reconnaissance de la traite et de l'esclavage en tant que crime contre l'humanité vom 21. Mai 2001, dass der von Frankreich aus betriebene Sklavenhandel und die Sklaverei als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu gelten haben. In der Folge haben sich in den vormaligen französischen kolonialen Überseegebieten, vor allem in der Karibik, Menschen zusammengetan, die Nachfahren von Sklaven sind und die sich fragen, was dieses Gesetz für ihre Gegenwart bedeutet. Sie gründeten schließlich das ***M**ouvement **I**nternational pour les **R**éparations **MIR** France* (http://www.devoir2memoires.blogspot.de/).[24] Darüber ist in der Wissenschaft ein Streit entstanden, was es denn mit dem französischen Gesetzgebungswerk von 1685, dem Code Noir, über das bisher vor allem von Louis Sala-Molins Publizierte hinaus auf sich hat. Es hat sich vor allem ein Wissenschaftler hervorgetan, Jean-François Niort[25], der im Überseedepartement Guadeloupe an der Antillenuniversität in Point-à-Pitre einen Lehrstuhl für Rechts- und Institutionengeschichte innehat. Er stellt in Frage, was Sala-Molins für eine Lesart des *Code Noir* vertritt, und bezichtigt ihn, nicht genügend berücksichtigt zu haben, was denn wirkliches Ziel dieses immer wieder geänderten und ergänzten Gesetzeswerk war und ob es nicht auf Positiveres ausgerichtet war, als Sala-Molins mit seinem Urteil ausdrückt, dass es sich um den *monströsesten juristischen Text der Moderne* handle.[26] Die schärfste Niort widerfahrene Entgegnung ist die, dass er ein Negationist sei,

23 Louis Sala-Molins, wie Anm. 19, S. 105-107.
24 Dazu auch Louis-Georges Tin: http://www.lespetitsmatins.fr/collections/de-lesclavage-aux-reparations-les-textes-cles-dhier-et-daujourdhui/.
25 Siehe http://jfniort.e-monsite.com/.
26 Louis Sala-Molins, *Le Code Noir ou le calvaire de Canaan*. Quadrige-PUF, Paris 2007, S. VIII.

dem es darum gehe, allen geäußerten Reparationsforderungen den Wind aus den Segeln zu nehmen, weil, was den Sklaven widerfuhr, nicht so schlimm gewesen sein kann.[27]

So wird unter anderen Vorzeichen mit neuen Akteuren ein Stück aufgeführt, wo auf symbolische Ebene verschoben mit viel Leidenschaft darum gerungen wird, ob den Schwarzen nicht mehr Menschliches zugestanden war als den Juden in Auschwitz (Jacky Dahomay, Professor für Philosophie auf der Seite Niorts). Für tatsächlich erbrachte Reparationsleistungen wegen ihres genozidären Umgangs mit europäischen Juden ist in Europa bisher nur der deutsche Staat nach 1945 in Erscheinung getreten, so dass im Szenenhintergrund des neuen Spiels ein anderer Maßstab konkreter auftaucht als die mehr oder weniger nur unter Wissenschaftlern bekannten Texte zweier lange in Vergessenheit geratener Kapuzinermönche. Sie hatten in der Karibik viel gesehen, was sie auch auf europäischem Schauplatz entschieden sehen wollten, indem sie nach ihrer zwangsweise beendeten Predigertätigkeit auf höchster zuständiger ziviler und kirchlicher Ebene vorstellig wurden.

In einer Art Schlusswort zur kommentierten Ausgabe der zwei Kapuzinertexte lässt sich Louis Sala-Molins auf das Scheitern der Mönche ein, über die die Geschichte hinweggegangen ist. Er vergleicht ihr mit Einsatz ihrer ganzen Person aufgeführtes Auftreten mit dem Verhalten von Philosophen und Historikern, die nach ihnen in der französischen Öffentlichkeit, zumal im Zeitalter der Aufklärung, auftraten, und urteilt über sie bereits im Untertitel: „*Les lumières des capucins et les lueurs des Pharisiens*“ (~ *Die Aufklärung der Kapuziner und die Lichtlein der Pharisäer*).

Es sei Louis Sala-Molins weiter gefolgt: Lese man ihre Texte heute, komme man nicht darum herum, ihre radikale Bestimmtheit mit den kleinmütigen Schlussfolgerungen der Theologen ihrer Zeit zu vergleichen. Von ihnen wussten sie alles und stellen ihre verheerende Auswirkung bloß. Die später kommenden Philosophen, die sich mit Frankreich als sklavenhalterischer Kolonialmacht arrangierten, kannten sie im Unterschied zu uns noch nicht. Beim Vergleich mit den einen und den anderen ergibt sich schnell, dass die Positionen der Kapuziner unvergleichbar bleiben. Wenn die Kapuziner in ihrer Weise von „Sünde“ sprechen, dann ist das im Unterschied zu heute dennoch völlig verständlich. Es unterscheidet sich von dem bequemen Pharisäertum, das sich in seiner Moral völlig dem sprechgewandten politischen Interessenspiel anpasst. Die Moral scheint sich mit einigen Bekundungen des Bedauerns und Bereuens zufriedengeben zu können: da wird etwa ein Negerlein oder ein Negermädchen den nächsten Priestern und Jesuiten als milde Gabe gereicht, wofür, wie es scheint, das Polieren der Weihrauchgefäße und Kandelaber die schlüpfrigste Illustration ist.

Die Kapuziner haben die Dreistigkeit, fährt Sala-Molins sarkastisch fort, dass sie vorgeben, die Ungeheuerlichkeiten ihrer Reparationsforderungen aus den *Menschenrechten* und aus dem *Licht der Vernunft* herleiten zu können.

In ihren bequemen Heimstätten diesseits des Atlantiks werden die nach ihnen kommenden Philosophen allen gesunden Menschenverstand und ihr Abwägen darein setzen, was wegen seiner ungeheuerlichen Maßlosigkeit den Kapuzinern den Boden wegreißt. Expertin in der Geschichte mit großem „G“ wird die Philosophie mit großem „Ph“ Ruhe ins Spiel bringen. Denn die Sklaverei, die alltägliche, alte Praxis vergangener Zeiten, hat sich seit einem Weilchen in eine hässliche Sache verwandelt, die zuerst „*bei uns*“ im Lauf der Jahrhunderte ontologisch nicht mehr haltbar geworden ist und dann „*in unseren Kolnien*“. Ihre Abschaffung – so wurde postuliert – wird sich ergeben, wenn die Zeit überall reif geworden ist und darüber „*ohne Risiko für den sozialen Frieden*“ entschieden werden kann. Ohne Umschweife wird dann den versklavten Schwarzen rundum Menschlichkeit aufoktroyiert. Menschlichkeit und, darüber hinaus und noch dazu, Staatsbürgerschaft!

27 Zum Stand der Auseinandersetzung bis Ende August 2015: http://fatick.net/docs/esclavage-dossier-mir3-definitif-31aout.pdf. Vgl. dazu die hier publizierte Analyse: http://reseauinternational.net/la-banalisation-du-mal-sur-laxe-guadeloupe-hexagone-reponse-au-negationnisme-de-jean-francois-niort-et-de-ses-soutiens/.

Entschädigen? Bezahlen? Zurückgeben? Wiedergutmachen? Seit wann gehört dieses Krämervokabular zur ontologischen Redeweise? Und warum sollte sich *die Königin der Wissenschaften* mit den Maximen des Handels und des Rechts gemeinmachen?

Die Politik richtet sich am Abwägen der Philosophie aus. Ein oder zwei ... für alle Mal wird abgeschafft.[28] Dann werden Menschenhandel und Sklaverei kriminalisiert. Schließlich wird zum festgesetzten Datum mit Tremolo in der Stimme an die Abschaffung erinnert. Und damit basta.

Man höre zum Schluss den Herzensausruf Montesquieus: „*Unsere Kolonien auf den Antilleninseln sind bewundernswert*“, auf den das einleitend evozierte Wortspiel Tocquevilles das Echo zu sein scheint: „*Wenn die Neger ein Recht darauf haben, frei zu sein, ist unbestreitbar, dass die Siedler ein Recht darauf haben, durch die Freiheit der Neger nicht ruiniert zu werden.*“

Entschädigen? Bezahlen? Zurückgeben? Wiedergutmachen? Aber wer hätte die Unverschämtheit, eine solche „*Kapuzinade*“ dem Glanz der Philosophie und der Majestät der Staaten entgegenzusetzen?

Es kann sein, dass Louis Sala-Molins damit schon das Schlusswort für den Versuch gesprochen hat, die französischen Nachfahren der jahrhundertelang ausgebeuteten Sklaven aus dem französischen Kolonialerbe, dessen materielle Versatzstücke immer noch eine wichtige Rolle in der Nationalökonomie oder den privaten Verzweigungen spielen – siehe Françafrique – in anderer Weise als im bloßen Gedenken, nämlich aus dem für andere geschaffenen Reichtümern in welcher Form auch immer Wiedergutmachung erfahren zu lassen. Louis Sala-Molins muss sich einstweilen gefallen lassen, dass man seine Fürsprache als wissenschaftsfeindliche Diktatur des „Salamolinismus“ brandmarkt.[29]

28 Damit spielt Sala-Molins auf die in der Revolution beschlossene, von Napoleon zurückgenommene und 1848 endgültig gewordene Abschaffung der Sklaverei an.

29 http://creoleways.com/2015/06/15/code-noir-pour-en-finir-avec-la-dictature-du-sala-molinsisme/. – Sala-Molins Entgegnung in „Le Monde“ v. 2. Sept. 2015: http://www.lemonde.fr/idees/article/2015/09/02/le-code-noir-est-bien-une-monstruosite_4743413_3232.html.

3 Die Machtfrage in kolonialisierten Lebenswelten

„Fahrend in einem bequemen Wagen
Auf einer regnerischen Landstraße
Sahen wir einen zerlumpten Menschen bei Nachtanbruch
Der uns winkte, ihn mitzunehmen, sich tief verbeugend.
Wir hatten ein Dach und wir hatten Platz und wir fuhren vorüber
Und wir hörten mich sagen, mit einer grämlichen Stimme: Nein
Wir können niemand mitnehmen.
Wir waren schon weit voraus, einen Tagesmarsch vielleicht
Als ich plötzlich erschrak über diese meine Stimme
Dies mein Verhalten und diese
Ganze Welt"

(Bertolt Brecht, 1938)

Das Fahren in einem bequemen Wagen, der einen vor den Unbilden schützt, denen andere ausgesetzt sind, die durch Handzeichen auf sich aufmerksam machen und um Mitnahme unterm Dach auf freiem Platz bitten, aber die persönliche Bequemlichkeit, die man mit anderen in einem „Wir" teilt, nicht unterbrochen werden soll, können, wenn man sich schließlich besinnt, hinter die ganze Welt ein Fragezeichen setzen und am Rollenspiel zweifeln lassen. Das geschieht in einem lebensweltlichen Zusammenhang, der allein von den beteiligten Personen abhängt, und ein zerlumpter Mensch ganz wörtlich auf der Strecke bleibt. Brecht bringt 1938 die Erfahrung zum Ausdruck, dass die Welt eine zerbrechliche Einrichtung ist, in der manchen – frei nach Heinrich von Kleist – nicht mehr zu helfen sein kann. Denn besinnungslose Bequemlichkeit kann schon allein alle von Aufmerksamkeit weitergeleiteten Informationen als unerheblich abtun.

In kolonialisierten Lebenswelten ist das Ambiente ein anderes. Da geht es nicht mehr um spontane Hilfeleistungen für arme Tramper im Regen. Denn Macht ausübende Personen treten nur mehr als Funktionäre auf und blenden alles aus ihrer Aufmerksamkeit aus, was ihren Aufgabenbereich nicht berührt. Nur wenn sie überschießende Lust haben, können sie sich vielleicht zerlumpten Menschen zuwenden. Personen haben innerhalb der Herrschaftsverhältnisse, in denen sie angestellt wurden, als Funktionäre zu funktionieren. Herrschaftsverhältnisse haben die Gestalt *struktureller* (Johan Galtung[30]) oder sekundärer Gewalt für Menschen angenommen, die zum Beispiel in „Sonderrechtsverhältnissen" in ihrer Entfaltung eingeschränkt werden. Ein „Sonderrechtsverhältnis", in das das juristisch definierte „besondere Gewaltverhältnis" 1972 unbenannt wurde, besteht etwa in in der Arbeitswelt, am auffälligsten aber in allen Bereichen, in denen es um Erziehung geht. Hermann Giesecke definiert Erziehung folgendermaßen, ohne dass auf die juristische Umformulierung Rücksicht genommen zu werden braucht:

„*Erziehung impliziert immer ein Gewaltverhältnis von Menschen über Menschen, in der Regel ein Gewaltverhältnis der Erwachsenen bzw. bestimmter Erwachsener (Eltern, Lehrer) über Kinder und Jugendliche... Es zwingt die Nachwachsenden zur Anpassung an die jeweils für gültig erachteten Regeln und Normen. Solange über diese Einigkeit herrscht, bleibt auch das erzieherische Herrschaftsverhältnis unproblematisch.*"[31]

30 Johan Galtung, *Strukturelle Gewalt. Beitrage zur Friedens- und Konfliktforschung,* Rowohlt, Reinbek 1975.
31 Hermann Giesecke, *Einführung in die Pädagogik*, Juventa, München [2]1970, S. 68. – Was das Gewaltverhältnis in der Bundesrepublik bis in die 1970er Jahre für Auswirkungen haben konnte, bedurfte besonderer Aufarbeitung und schließlich zugestandener finanzieller Reparationen für die Geschädigten: siehe Heimerziehung.

3.1 In „Holländisch Sibirien“[32] in der Provinz Drente

Wie Überseekolonisation und innere Kolonisation im Mutterland allein vom Begriff her miteinander zusammenhängen können, zeigt die Persönlichkeit des Holländers Johannes van den Bosch (1780-1844). Er gründete in humanitärem Geist sowohl „Armen-Kolonien“ in Nordostholland, wie er auch Generalgouverneur in Niederländisch-Indien war. Seine Familie hatte sich bis zur Verleihung des Adelstitels emporgearbeitet, und er gehörte zur holländischen Elite seiner Zeit, und zwar in liberalem Selbstverständnis, aber nichtsdestoweniger zur Herrenschicht zu zählen.

Die von ihm federführend von großen Orten entfernt auf flachem, moorigem Land eingerichteten Armen-Kolonien werden im Baedeker von 1868 folgendermaßen für Reisende beschrieben:

„Die freien Armen-Kolonien Frederiksoord, Wilhelmineoord und Willemsoord liegen nördlich unfern Steenwyk, einem Städtchen 3 St. nördlich von Meppel. Als in Folge der Notjahre 1816 und 1817 die Anzahl der Armen in Holland ungewöhnlich zugenommen hatte, bildete sich unter dem Schutz des Prinzen Friedrich und unter der Leitung des Generals van den Bosch ein Verein (maatschappij van weldadigheid) zur Gründung sogenannter Armen-Kolonien. Die Zahl der Mitglieder dieses Vereins stieg bald auf 20.000, von welchen jedes 2 fl. 60 c. jährlich zahlte. Alsbald wurde eine Heidestrecke in der Provinz Drenthe an den Grenzen von Overyssel, unweit Steenwijk angekauft, und im Nov. 1818 der erste Versuch mit 50 armen Familien gemacht, für welche daselbst eben so viele Häuschen, ein Magazin, ein Spinnsaal, ein Schulhaus und zwei Unteraufseherwohnungen gebaut worden waren. Als der Versuch gelang, wurde das Unternehmen weiter ausgedehnt, und mehrere Kolonien angelegt, von welchen die erste den Namen Friedrichsort (Sitz der Direktion), eine andere den Namen Wilhelminenort, die dritte den Namen Wilhelmsort erhielt.
Die Kolonisten sind teils dürftige, jedoch bürgerlich ehrbare, den Armenverwaltungen zur Last gefallene Familien, teils Waisen- und andere Armenkinder, z. B. Findlinge, welche von den Städten und Dörfern, die sie unterhalten mussten, vermöge eines Vertrags mit der Gesellschaft hierher geschickt worden sind. Jeder Kolonist erhält wenigstens 3 Morgen Land, wovon die Hälfte vor seiner Ankunft schon urbar gemacht und bestellt ist, damit er bei seiner Ankunft etwas zu leben habe. Zugleich erhält er eine Kuh und ein junges Schwein , um es zu mästen. Einzelne erhalten auch wohl noch 6 bis 10 Schafe.
Alle Arbeiten geschehen unter besonderer Aufsicht. Bei anhaltender Faulheit wird der Kolonist zur Straf-Kolonie nach Ommerschans versetzt. Fast täglich finden Visitationen in den Häusern durch die verschiedenen Beamten der Kolonie statt. Überhaupt herrscht eine fast militärisch-strenge Disziplin in der Kolonie.
Die Häuser der Kolonie liegen meistens einander gegenüber an breiten Fahrwegen, welche sich rechtwinkelig durchschneiden, dadurch große, regelmäßige Vierecke bilden und vielfach mit Obstbäumen, zum Teil auch mit andern Bäumen, besetzt sind. Die Häuser sind einstöckig, von Backsteinen gebaut, 16 F. im Quadrat groß und mit Schilf gedeckt. Jedes Haus hat das dazu gehörige Land dicht um sich herum. Am 1. Oct. 1855 betrug die Bevölkerung der drei freien Colonien 2760 Personen.
Will man von Frederiksoord aus die Waisen- u. Bettlerstifte zu Veenhuizen besuchen, so führt der Weg dicht an der von der Gesellschaft errichteten Ackerbauschule zu Wateren vorbei. Diese liegt 2 St. von Frederiksoord, 3 St. von Veenhuizen, und bietet auf dem 5-stündigen, fast ununterbrochen durch öde Heiden führenden Weg zugleich einen Ruhepunkt. Die Anstalt besteht seit 1823, und hat den besonderen Zweck, die fähigsten und bestgesinnten Kinder der Kolonisten u. Waisenkinder theoret. u. praktisch im Ackerbau zu unterrichten, um sie nachher zu Beamtenstellen in der Kolonie zu befördern. Durchschnittlich sind 72 Zöglinge in Wateren, die je nach Klassen im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Natur-, Pflanzen- und Sprachkunde, in Geometrie, Chemie und Werkzeugkunde Unterricht erhalten. Jeder Knabe erhält 38 Ruthen Land , die er für sich bearbeiten und nach seinem Geschmack anlegen kann. Bis zum 21. Jahr bleibt er in der Anstalt, worauf er entweder in der Kolonie angestellt oder nach seiner bürgerlichen Heimat entlassen wird.
Die Kolonien zu Veenhuizen, 3 St. westlich von Assen, bestehen aus drei großen Gebäu-

32 Vgl. http://www.kopvandrenthe.nl/de/p/dorpen-in-de-kop-van-drenthe/veenhuizen/.

den, Stifte (gestichten) genannt, deren jedes an 10 Min. von dem andern entfernt ist, und waren ursprünglich das erste und dritte zur Aufnahme von Waisenkindern, das zweite für Bettler bestimmt.
Man konnte sich indessen nicht der früheren Erziehung der Waisenkinder in den von den Voreltern gestifteten Waisenhäusern entwöhnen und so fing nach und nach die Zusendung von Waisen an zu stocken, so dass seit 1842 auch das dritte mit Bettlern bevölkert ist, mit ganz ähnlicher Einrichtung, wie die Bettleranstalt zu Ommerschans, 3 St. s.ö. von Meppel, in der Provinz Over-Yssel.
Die Anstalt zu Ommerschans dient theils als Strafkolonie für die faulen und unordentlichen freien Kolonisten, theils als Aufbewahrungs- und Besserungsort für Bettler. Sie wurde 1821 zu Ommerschans, einer alten verfallenen Feste, mitten in Heidegegend, die jedoch fruchtbaren Boden hat, errichtet.
Das Gebäude ist den zu Veenhuizen ganz ähnlich, die Disziplin ist natürlich darin sehr streng. Die Bettler werden ebenfalls zum Ackerbau und zu Fleiß und Tätigkeit angehalten. Auch Handwerke werden hier betrieben, mehr als in den übrigen Kolonien, namentlich die der Weber, Schmiede, Schreiner, Küfer, Schneider, Schuster, Wagenmacher, das Spinnen von Flachs und Wolle u. dgl.
Die Sicherheitsmaßregeln zur Verhütung des Entlaufens der Bewohner bestehen teils in der Lage des rings verschließbaren Gebäudes und eines um dasselbe laufenden breiten Wasserkanals, teils darin, dass 25 Feldwächter in je 5 Min. von einander entfernten Hütten um die Ommerschans herum Wache halten. Die Feldwächter sind teils aus den zuverlässigeren Bettlern, teils aus Militär-Invaliden genommen, und haben um ihre Hütten ein Stück Land erhalten, das sie bebauen und von dessen Erzeugnissen sie leben. Die Anzahl der in Ommerschans aufbewahrten Bettler betrug am 1. Oct. 1855 2290. Die Bevölkerung sämtlicher vier Kolonien der Wohltätigkeits-Gesellschaft (maattchapij van teeldadigheid) ist seit 25 Jahren (1834 bis 1854) von 8400 auf 10.689 Seelen gestiegen, nämlich freie Kolonien 2760, Ommerschans 2290, Veenhuizen Stift 1 (Kinder-Kolonie) 1350, Stift 2 (Bettler) 1760, Stift 3 (Bettler) 1854, Wateren 72, Verwalter, Aufsehern, u. a. Beamte mit Familien 603. Die Unterhaltungskosten betragen für den Kopf etwa 75 fl., oder mit den Zinsen der rückständigen Schuld an 100 fl.
Die Bettler-Anstalten befriedigen am meisten die an sie gemachten Ansprüche, wofür schon das deutlich genug spricht, dass der Staat sie für Staatsanstalten erklärt, und öffentliche Bettlerhäuser aufgehoben hat, um die Bettler aus diesen In jene zu versetzen. Nicht so günstig aber ist der Erfolg in den freien Kolonien und besonders in den Waisenstiften. Die Teilnahme dafür sank allenthalben, so dass jetzt die Anzahl der Beitragenden weit unter die Hälfte der ursprünglichen Subscribenten gesunken ist.
Dessen ungeachtet sind die Kolonien noch in voller Tätigkeit. Einige der freiwilligen Ansiedler sind in guten Verhältnissen. Der Erfolg des Versuches, arme Familien aus den verschiedenen Gemeinden zu übernehmen, ist kaum noch zweifelhaft, obgleich die ganze Niederlassung die Kosten bei weitem nicht aufgebracht hat und neuerdings die freiwilligen Beiträge so geschmolzen sind, dass der Staat einzutreten genötigt war.“[33]

Beispielhaft lässt sich hier nachvollziehen, was MICHEL FOUCAULT in „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses“ (1975, dt. 1976) untersucht und dargelegt hat. Die im Sinne von Wohltätigkeit, sozialer Fürsorge und Integrationsbemühungen gemachten Anstrengungen bedürfen von Anfang an der Ordnung und Disziplin und entsprechender Disziplinierung der Undisziplinierten, so dass sich die Trennlinien zwischen den Einrichtungen verwischen und schließlich keine mehr von „Strafkolonien“ zu unterscheiden ist. So hat sich in Veenhuizen schließlich am längsten eine Gefängnistradition gehalten, zu der heute ein touristisch gut frequentiertes Gefängnismuseum gehört. Außerdem betreibt man die Aufnahme ins Weltkulturerbe. Zu den ausgestellten neueren Anschauungsobjekten gehört zum Beispiel auch die gepanzerte schwarze Mercedeslimousine, in der Slobodan Milošević zum UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag chauffiert wurde.

Bis 1984 war Veenhuizen für die Öffentlichkeit nicht zugänglich und ein geschlossener Wohnbe-

33 Karl Baedeker: *Belgien und Holland*. Verlag von Karl Baedeker, Coblenz 1861, S. 282 f.

reich für Gefangene und ihre Aufseher. Die Häuser zeigen noch die humanitären Parolen, mit denen sich die ausgeschlossene Gesellschaft an die zu (Re-)-Sozialisierenden wandte und dem Bewachungspersonal in ihren bürgerlichen Häusern mit Vorgärten ein gutes Gewissen vermitteln konnte: „Arbeiten und Beten“ (Foto), „Ordnung und Zucht“ (Foto), „Humanität“, „Haus und Herd“, „Bitter und süß“, „Lebenslust“ (Foto; so gegenüber einem modernisierten Gefängnisbau mit an Norwegen vermieteten Zellen für norwegische Straftäter) usw.[34]

NATO-Draht auf Gefängnisdächern wie hier in Veenhuizen macht jungen Schwalben nichts aus. Sie haben da sogar einen unverstellteren Platz als in menschlichen Heimstätten

34 Vgl. Anm. 2.

3.2 Mit Multatuli in Niederländisch-Indien

3.2.1 Über den Schriftsteller Eduard Douwes Dekker

Eduard Douwes Dekker (1820-1887), der unter dem Pseudonym Multatuli – zusammengesetzt aus lateinisch „multa“ und „tuli“, was so viel heißt wie „Ich habe viel ertragen“ – bekannt wurde, zählt zu den Großen in der niederländischen Literatur des 19. Jahrhunderts, und sein Roman „Max Havelaar“ von 1860 gehört zur Schullektüre. In Deutschland war sein Bekanntheitsgrad um 1900 sehr viel größer als heute, obwohl es in Deutschland mit Sitz in Ingelheim, wo Dekker lange lebte und wo ein Hotel „Multatuli“ heißt, eine „Internationale Multatuli Gesellschaft“ gibt.[35]

Dabei sah sein Leben lange nicht danach aus, als könne er ein bekannter Schriftsteller werden, wenn es auch zeitige Schreibversuche von ihm gibt, wie an der Figur und Rolle des *Schalmannes* in „Max Havelaar“ abzulesen ist. Sohn eines Kapitäns in Amsterdam, besuchte Dekker eine Lateinschule, war begabt, brach aber die Schulausbildung ohne Abschluss ab und schiffte sich als 18-Jähriger auf einem von seinem Vater betreuten Schiff nach Niederländisch-Indien ein. Nach der Ankunft in Batavia wurde er bald bei der *Allgemeinen Rechenkammer* eingestellt und arbeitete sich so gut ein, dass er verbeamtet wurde und 1851 einen ersten Karriereposten als *Assistent-Resident* – das höchste Amt der Steuerabteilung, von dem aus auch Notarielles geleistet werden konnte – auf der Molukkeninsel Ambon mit der gleichnamigen Hauptstadt Ambon antrat, nachdem er zuvor ab 1843 in Westsumatra tätig gewesen war. Dort hatte er allerdings seine erste einschneidende Erfahrung mit der Kolonialverwaltung gemacht, als seine Arbeiten zur Verbesserung des Hafens der Stadt Natal dazu führten, dass er vom dortigen Gouverneur als „*Mann ohne Ehre*“ abqualifiziert wurde.

Seine Heirat mit einer verarmten Adeligen, einer Baronesse, im Jahre 1846 ließ ihn aber in den Augen der holländischen Kolonialgesellschaft an Prestige gewinnen, so dass er 1856 eine weitere Stelle als *Assistent-Resident* in der Stadt Lebak auf einer der großen Sundainseln, nämlich Java (Insel) besetzte. Bei der Übernahme des Amtes stellte er fest, dass sein Vorgänger, der nach nur einem Jahr seiner Amtsführung unter ungeklärten Umständen verstarb, versucht hatte, aufzuklären, warum so viele Dörfer im Distrikt von ihren Bewohnern verlassen wurden, obwohl es für die Kolonialisierten Resindenzpflicht gab. Bei seinen Recherchen enthüllte sich ihm schnell, dass die einheimische Führungsschicht in Gestalt des Regenten Karta Nata Negara mit unausgesprochener Zustimmung der Kolonialverwaltung die eigene Bevölkerung schlimmstens ausbeutete, so dass den Menschen ihre Unterhaltsmöglichkeiten genommen waren. Dekker war empört und versuchte in seinem Schriftverkehr wegen des Ausmaßes des von ihm enthüllten Unrechts seine Vorgesetzten zum Einschreiten zu bewegen, blieb jedoch erfolglos und musste feststellen, dass seine Enthüllungen mehr Probleme – vor allem auch für ihn selbst – zu schaffen schienen, als dass für Abhilfe der Missstände gesorgt worden wäre. Er ließ sich noch im Jahre seine Amtsübernahme aus dem Kolonialdienst entlassen, versuchte noch, auf der Plantage seines ebenfalls in Niederländisch-Indien tätigen Bruders eine Stelle zu bekommen, gab aber schließlich alles Koloniale auf, verließ die Insel und reiste arbeitslos durch verschiedene Länder Europas.

Jetzt fühlte er sich berufen, als Schriftsteller tätig zu werden, um seine Erfahrungen über die empörenden Zustände in Niederländisch-Indien einem großen europäischen Publikum zu vermitteln. 1859 schrieb er in einem Brüsseler Hotel während weniger Monate seinen Roman „Max Havelaar oder die Kaffeeversteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft“ nieder. Zum ersten Mal nannte er sich Multatuli, womit er seine indonesischen Erfahrungen umschrieb und sie zur Grundlage seiner künftigen Literatenexistenz machte.

In einem ausführlichen Beitrag von h.yuren zum Blog der *Freitag-Community* vom 6. August

35 Einen ersten Eindruck kann man sich hier verschaffen: https://de.wikipedia.org/wiki/Multatuli.

2015 über Dekkers Erfahrungen in Indonesien und seine Wandlung vom Beamten zum Schriftsteller geht der Autor folgendermaßen auf die entscheidenden Momente ein:

„Über ein Drittel des niederländischen Staatshaushalts stammte aus den Gewinnen, den "indischen Überschüssen", die die Kolonialmacht vor allem vom Kaffee- und Zuckergeschäft abschöpfte. Mit dem Geld wurde in Holland die Industrialisierung vorangetrieben. Doch flossen die Millionen aus Ostindien nicht nur in den Kanal- und Eisenbahnbau; sie erlaubten es der Regierung in Den Haag zum Beispiel auch noch, auf die Steuern auf Grundnahrungsmittel zu verzichten, sodass der Preis für das tägliche Brot in Holland sank. Mit einem Wort, Investitionen und Sozialleistungen in Europa auf Kosten der Menschen in Übersee.

Hier haben wir ein Stück Entstehungsgeschichte des heute sich zuspitzenden Nord-Süd-Konflikts. Hier sehen wir die Mittel und Wege, durch die die sogenannte 1. Welt sich über die sogenannte 3. Welt erhob.

Natürlich ist man hinterher meist schlauer als vorher. Darum konnte Douwes Dekker, der Beamte im Dienst der Kolonialmacht, die Beziehungen zwischen Europa und Ostindien nicht so sehen wie wir heute. Er war ganz auf die Schwierigkeiten vor Ort fixiert. Ihn beschäftigten vollauf die Sorgen um das Los der Bauern in Lebak. Wie konnte er nur so naiv sein und davon ausgehen, dass sein Mitgefühl mit den Javanern vereinbar sei mit dem Ehrgeiz, als Kolonialbeamter Karriere zu machen? Hatte er das große Ganze so wenig im Blick, dass ihm nach so vielen Jahren in Ostindien nicht klar war, dass sich die Verwaltung der Kolonie auf die Häuptlingsmacht als Grundpfeiler des Systems stützte?

Fragen von heute

Der Assistent-Resident Douwes Dekker fiel aus allen Wolken, als er das Antwortschreiben seines Vorgesetzten las. Resident Brest van Kempen wies die Vorgehensweise Dekkers entschieden zurück, bezeichnete sie als übereilt und kündigte zur weiteren Behandlung des Gegenstands seinen Besuch für den folgenden Tag an.

An einen solchen Bescheid hatte Dekker nicht in den dunkelsten Stunden des Wartens gedacht. Sollte er sich damit abfinden? Nein, zu viel stand auf dem Spiel. Es ging um das Los der armen Javaner und auch um seine Karriere. Er wollte seine Position auf jeden Fall verteidigen. Allerdings macht das, was ihm zu dem Zweck einfiel, eher den Eindruck, als habe er den Vorwurf der Unbesonnenheit nur bekräftigen wollen. Überstürzt schrieb er einen Rechtfertigungsbrief an den Residenten und schickte ihn dem Anreisenden entgegen. Das Schreiben gipfelte in der Feststellung, dass er, falls es sich erweisen sollte, dass er voreilig gehandelt habe, als Beamter suspendiert werden müsse. Dekker spielte sehr hoch. Er setzte alles auf eine Karte.

Brest van Kempen schlug vor, die Anklage erst einmal als ungeschrieben zu betrachten, um in Ruhe über den Fall verhandeln zu können. Dekker lehnte ab.

Alsdann bat der Resident, selbst das Beweismaterial einsehen zu dürfen. Dekker lehnte auch das ab mit der Begründung, er wolle keine Namen preisgeben, solange die Angeklagten noch auf freiem Fuß seien.

Das hieß, der Assistent-Resident traute dem Residenten, seinem Vorgesetzten, nicht und erwartete, dass der seinen Schritten blindlings folgte.

Damit war für Brest van Kempen der Fall erledigt. Er legte die Sache dem Generalgouverneur zur Entscheidung vor, und Van Twist entschied erwartungsgemäß.

Der untaugliche Kolonialbeamte Douwes Dekker wurde strafversetzt. Am 29. März hielt er das Schreiben des Generalgouverneurs in Händen. Er las den Bescheid wie betäubt, las ungläubig jedes Wort wieder und wieder. Es blieb ein Alptraum.

Als dann am Nachmittag ein weiterer Brief vom Generalgouverneur eintraf, hoffte der angeschlagene Dekker schon auf eine günstige Wende, aber es kam noch schlimmer. Van Twist tadelte noch einmal seine Amtsführung ausdrücklich.

Das war zu viel. Der in seinem Stolz Getroffene zögerte nun keinen Augenblick mehr, seine Entlassung aus dem Dienst zu beantragen. Dem Antrag wurde stattgegeben. Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis Dekker begriff, was vorging.

Vorerst klammerte er sich immer noch an den Gedanken, der Generalgouverneur sei durch falsche Informationen irregeführt worden. Im April noch verfasste er einen langen Brief an Seine Exzellenz zu Buitenzorg in der Hoffnung, Duymaer van Twist würde ihn nach Aufklärung des wahren Sachverhalts am Ende mit einem Federstrich rehabilitieren.

Doch der lange Brief wurde nie abgeschickt. Beim Schreiben war Douwes Dekker auf ganz andere Gedanken gekommen. Ihm ging zuletzt wohl selbst auf, dass der Text nach Form und Inhalt keine Ähnlichkeit mehr mit einer amtlichen Eingabe hatte und deshalb seinen Zweck verfehlen würde.

Da heißt es etwa an einer Stelle, mit dem Schreiben dieses Briefes fange er an, seiner Berufung zu folgen. Seine Berufung aber sei, Millionen Menschen zu erlösen, die gebückt und erniedrigt unter der Last von Ausbeutung, Erpressung, Raub und Mord gingen.

Unabhängig vom Wohlwollen Seiner Exzellenz, notfalls ohne Rückhalt durch Parlament, König und Vaterland werde er seine menschheitliche Aufgabe erfüllen.“[36]

Da hat Dekker/Multatuli in der Tat sehr hoch gehängt, was ihm dem Blogger nach selbst zuzuschreiben ist, nämlich aus Karriereehrgeiz in eine Situation geraten zu sein, wo er sich mit der Macht anlegte, die ihn dann wegen ihres Machterhalts in seinem persönlichen Stolz verletzen musste. Denn was Multatuli verlangte, hieß mit dem vorgetragenen menschenrechtlichen Engagement für die ausgebeuteten Javaner im Endeffekt, das gesamte Kolonisationssystem in Frage zu stellen. Ihm als einem Ehemann und Vater von zwei Kindern indirekt vorzuwerfen, dass er beruflich abgesichert bleiben wollte – schließlich besetzte er eine vergleichsweise ranghohe Position –, schätzt nicht richtig ein, was bei einer solchen Biographie auf dem Spiel steht, nämlich wirklich in seinem Dasein getroffen zu sein. Die Macht verlangt um ihres Erhalts willen Botmäßigkeit oder andernfalls Strafversetzung, wenn nicht Ausscheiden aus dem Dienst, und in ihrem Sinne treten ihre Inhaber auf und *kennen keine Verwandten mehr*. Das ist ja das Entscheidende: Dekker setzte bei seinesgleichen voraus, dass sie doch dieselben Beobachtungen machen mussten wie er und deshalb zu den gleichen Schlüssen kommen sollten; um sich nicht länger auf ihren eigenen Beobachtungen herumreiten zu lassen und ihre Aufmerksamkeit auf das Menschen wie ihnen angetane Unrecht zu lenken, war es am schlüssigsten, wenn Dekker aus ihrem Gesichtsfeld verschwand. So ist das auch in der Kirche, die es im Falle der hier vorgestellten Kapuziner auch für die spanische Krone übernommen hat, die Unruhestifter ruhigzustellen. Für Dekker/Multatuli war damit ein zweifacher Konflikt gegeben: Wie sollte er seine Selbstrehabilitation betreiben? Denn die stand für ihn schließlich im Sinne seiner Selbstachtung viel mehr auf dem Spiel und betraf ihn auch in seiner Rolle als Ehemann und Familienvater. Er trennte sich von seinem Beruf, indem er der Entlassung durch eigene Kündigung zuvorkam, und trennte sich 1866 auch von seiner Familie, um nur mehr ein Leben als Schriftsteller zu führen.

Was er vorhatte, verlangte nach einem neuen Rahmen, den er erst für sich erfinden musste. Dieser neue Rahmen wurde dann in dem Pseudonym Multatuli eingefangen und umfasste seine ganze bisherige Existenz mit der Preisgabe aller bisherigen im sozialen Einverständnis übernommenen und gespielten Rollen. Um sich dazu befähigt zu fühlen, nämlich eine neue Existenz im Alter von 40 Jahren zu gründen und sich auf neue Rollen einzulassen, beruft er sich auf *seine menschheitliche Aufgabe*. Das entspricht dem, wie Goethe seinen in die Enge getriebenen Torquato Tasso sagen lässt: „*Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie*

36 Siehe den Gesamttext hier: https://www.freitag.de/autoren/h-yuren/multatuli.

ich leide.“ Diesen Ausspruch setzte er Jahrzehnte später noch einmal als Motto über seine „Marienbader Elegie“, in der er den Schmerz über seine unerfüllte Liebe zu einer viel jüngeren Frau verarbeitete.

Die medialen Verhältnisse erlaubten es Dekker/Multatuli eher als den Kapuzinern des 17. Jahrhunderts, die außerhalb ihres Ordens wohl kaum hätten überleben können und wollen, in die Öffentlichkeit zu wirken, wenn er sein schriftstellerisches Talent auf die Probe stellen würde. So wie Gott als Bezugspunkt für die Kapuziner aus der Kirche verschwunden war und nur mehr in einem persönlichen Glaubensvertrauen erhalten werden konnte, tritt im 19. Jahrhundert für den säkularisierten Holländer in einem anderen Sinn als die plakatierte „Humanität“ auf den Veenhuizener Häusern des Gefängnispersonals die aus seinem Beruf und seinem Rollenverständnis verdrängte Menschheit in Erscheinung. Der Gang in die Öffentlichkeit ist ihm gelungen trotz der Schwierigkeiten, die sich bei der Publikation seines Romans auftaten.

Dekker hat es nicht mit Johannes van den Bosch als Generalgouverneur von Niederländisch-Indien zu tun bekommen. Angesichts von dessen humanitärem Engagement in der Anfangsphase von Veenhuizen und den anderen im *Baedeker* erwähnten Orten könnte man sich fragen, was denn dessen Antwort auf Dekkers humanitäres Engagement für die allem möglichen Unrecht ausgesetzten Javaner gewesen wäre. Im Unterschied zu Dekker gehörte er gewissermaßen zur altehrwürdigen Führungsschicht Hollands. In sie war und blieb er offenbar eingebunden, hatte er doch auch das Ministerium für die Kolonien, also die holländische Kolonialpolitik von höchster Stelle aus geleitet.

Das heißt, bei Dekker/Multatuli hat man es mit einer Ausnahmeerscheinung zu tun.

Wenn es jemand darauf abgesehen hätte, ihn als Gerechten unter den Völkern zu erkennen, gäbe es inzwischen sicher Fürsprecher genug. Seine Stellung lässt sich noch besser ermessen, wenn man ihn mit einem Zeitgenossen wie der Gestalt des französischen Marschalls Armand-Jacques-Achille Leroy de Saint-Arnaud vergleicht.[37]

Es macht also den Eindruck, dass das Spiel um die Macht am ehesten mit Aussteigen beantwortet wird. Insofern ist die Einordnung unter die Gerechten schon ein Schritt in die falsche Richtung, weil sie aus dem Gerechten eine Rolle macht, mit der neue Machtspiele inszeniert werden können. Denn Gerechtigkeit scheint doch am ehesten daher zu rühren, dass sie erst dann wirklich entsteht, wenn die Rolle allen Spielcharakter verloren hat und nur mehr aus der reinen Potenz des Menschlichen besteht. Deshalb eignet ihr auch, wenn sie erlebt wird, am ehesten etwas Flüchtiges, das immer woanders als aus einer Rolle herrührt, obwohl sie nur über eine Rolle in der Übersetzung erscheinen kann.

3.2.2 „Max Havelaar oder die Kaffee-Versteigerung“

Dekker/Multatuli vertraute die Herausgabe seines schnell geschriebenen Romans J. Van Lennep an. Das war ein konservativer, patriotischer Niederländer, der den Minister der Kolonien über die bevorstehende Veröffentlichung mit der Absicht informierte, sie vielleicht noch verhindern zu können. Der Minister bot Dekker/Multatuli eine neue Stellung in den Kolonien an, worauf dieser sich jedoch nicht mehr einließ. Daraufhin ließ Lennep das Buch in einer sehr teuren Luxusausgabe erscheinen. Außerdem waren viele Namen durch Pünktchen ersetzt. Trotzdem ließ sich der Erfolg des Buches nicht verhindern.[38]

37 Vgl. dazu http://www.himmlers-heinrich.de/gewalt-%28post-%29kolonial.pdf, S. 40-50.
38 Herbert Van Uffelen, *Moderne niederländische Literatur im deutschen Sprachraum 1830-1990*, LIT, Münster-Hamburg 1993, S. 112 f.

„Die Multatuli! Wat gaf hem al zijn druktie? Hij is al zooveel jaren dood. En IK leef nog."

Dem Leser stellt sich im ersten Kapitel der Erzähler Batavus Droogstoppel vor, der ihn unter Hinweis auf seinen Beruf als Amsterdamer Kaffeemakler mit seinem Literaturverständnis vertraut macht. Auf der Bühne und in Büchern werden der Zuschauer und der Leser mit einer Welt der Lügen konfrontiert, die ihnen einen falschen Eindruck von der Wirklichkeit vermitteln. Eigentlich habe es diese Form der Kunst darauf abgesehen, den Menschen vom rechten Weg abzubringen und sogar mit Unsittlichem zu verderben. Der Grund, warum er sich trotzdem auf das Schreiben eines Romans einlasse, liege an einem alten Schulfreund, dem er sich verpflichtet fühle. Der hat ihm nämlich ein großes Paket mit Texten seiner Schriftstellerei anvertraut mit der Hoffnung, dass Droogstoppel sich überzeugen lässt, den einen oder anderen drucken zu lassen, wozu ihm selbst die Mittel fehlen. Er ist arm, trägt in der Kälte nur einen Schal, und seine Familie lebt in entsprechenden Verhältnissen, so dass Droogstoppel keinen weiteren Kontakt mit dem unter dem Spitznamen „Schalmann" vorgestellten Schriftsteller pflegen möchte. Droogstoppel findet in dem Paket Ausführungen zu einer Vielfalt von Themen, von denen ihn am meisten Schalmanns Beschreibungen des Kaffeeanbaus interessieren. Mit ihrer Veröffentlichung meint er zum niederländischen Kaffeehandel und seiner Verbesserung beitragen zu können, weshalb sein Buch den Titel „*Die Versteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft*" tragen soll.

Droogstoppel hat einen jungen deutschen Gehilfen bei sich eingestellt, Ernest Stern. Ihm traut er auch literarisches Talent zu, weshalb er möchte, dass Stern weiterschreibe, was er angefangen hat.

Mit dem fünften Kapitel übernimmt Ernest Stern die Rolle des Erzählers. Er stellt vor, was es über das Kolonialwesen in Niederländisch-Indien und den Assistent-Residenten Max Havelaar zu wissen gilt. Dabei ist schnell von den Schattenseiten die Rede, von Unterdrückung und Ausbeutung. Die tauchen massiv in der Armut und dem Bevölkerungsschwund in dem neuen Amtsbereich Havelaars auf, und Havelaar ist von ihnen schon in Kenntnis gesetzt. Nach der feierlichen Einführung in seine neue Umgebung lädt er am nächsten Tag die Persönlichkeiten seines Amtsbereich ein, sich ein Bild von seiner Amtsführung zu machen, und spricht zu ihnen:

„Es kommt eine Zeit, da unsere Frauen und Kinder weinen werden, indem sie unser Totengewand bereiten, und die Vorübergehenden sprechen werden: da ist ein Mensch gestorben. Dann wird, wer in den Dörfern ankommt, Nachricht bringen von dem Tode des Mannes, der gestorben ist, und wer ihn beherbergt, wird fragen: wer war der Mann, der gestorben ist?
Er war gut und rechtschaffen. Er sprach recht und verstieß den Klage führenden nicht von seiner Tür. Er hörte geduldig an, wer zu ihm kam, und gab zurück, was genommen war. Und wer den Pflug nicht treiben konnte durch den Erdboden, weil ihm der Büffel aus dem Stall geholt war, dem half er suchen nach dem Büffel. Und wo die Tochter war geraubt aus dem Hause der Mutter, da suchte er den Dieb und brachte die Tochter wieder. Und wo gearbeitet war, hielt er den Lohn nicht zurück, und er nahm die Früchte nicht denen, die den Baum gepflanzt hatten. Und er kleidete sich nicht mit dem

Kleide, das andere decken sollte, und nährte sich nicht mit Speise, die dem Armen gehört.
Dann wird man sagen in den Dörfern: Allah ist groß, Allah hat ihn zu sich genommen, sein Wille geschehe; es ist ein guter Mensch gestorben.
Aber ein andermal wird der Vorübergehende stillstehen vor dem Hause und fragen: Was ist das, dass der Gamlang schweigt und der Gesang der Mädchen? Und wiederum wird man sagen: Es ist ein Mann gestorben.
Und wer herumreist in den Dörfern, wird des Abends bei seinem Gastfreunde sitzen, um ihn die Söhne und Töchter des Hauses und die Kinder derer, die das Dorf bewohnen, und er wird sprechen:
Da starb ein Mann, der gelobte rechtschaffen zu sein, und er verkaufte das Recht dem, der ihm Geld gab. Er düngte seinen Acker mit dem Schweiß des Arbeiters, den er von dem Acker der Arbeit abgerufen hatte. Er hielt dem Arbeiter seinen Lohn zurück und nährte sich mit der Speise des Armen. Er ist reich geworden von der Armut der anderen. Er hatte viel Gold und Silber und edle Steine in Menge, aber der Landbauer, der in der Nachbarschaft wohnte, wusste den Hunger seines Kindes nicht zu stillen. Er lächelte wie ein glücklicher Mensch; aber es war ein Geknirsch zwischen den Zähnen des Klägers, der Recht suchte. Es war Zufriedenheit auf seinem Gesicht; aber es war keine Nahrung in den Brüsten der Mütter, die säugten.
Dann werden die Bewohner der Dörfer sagen: Allah ist groß! ... wir fluchen niemand! Häupter von Lebak! Einst sterben wir alle!
Was wird gesagt werden in den Dörfern, wo wir Macht hatten, und was von den Vorübergehenden, die das Begräbnis anschauen?
Und was werden wir antworten, wenn nach unserem Tode eine Stimme spricht zu unserer Seele und sie fragt: Warum ist Weinen in den Feldern, und warum verbergen sich die Jünglinge? Wer nahm die Ernte aus den Scheuern und aus den Ställen den Büffel, der das Feld pflügen sollte? Was hast du getan mit deinem Bruder, den ich dir gab zu bewachen? Warum ist der Arme traurig und flucht der Fruchtbarkeit seiner Frau?“[39]

Bald entdeckt Havelaar in den Unterlagen seines Vorgängers, dass der einheimische Regent Radhen Adhipatti Karta Natta Negara, der immer unter den Anwesenden weilte, die Bauern zu unbezahlter Arbeit und zusätzlichen Abgaben zwingt.

Im neunten Kapitel ist wieder Droogstoppel der Erzähler. Er ist nicht zufrieden damit, was Stern erzählt, und vermisst die Beschäftigung mit dem Kaffee. Es befremdet ihn, dass Schalmann in einem seiner Texte davon spricht, dass sich in dieser Gegend von Java wegen der schlechten Bodenqualität gar kein Kaffee anbauen lasse. Er schließt sich der Meinung eines von ihm geschätzten Pastors an, dass die Javaner durch Arbeit zu Gott geführt werden müssten und die Einheimischen das Land für den Kaffeeanbau kultivieren. In diesem Sinne fordert er Stern auf, sich handfesteren Themen zu widmen, als er in seiner bisherigen Erzählung angefasst habe.

Stern fährt jedoch mit der Schilderung von Havelaars ehrenwerten Einstellungen bei seiner Arbeit fort. Gerechtigkeit und aufrechter Charakter kennzeichnen ihn. So verschmäht er es, zur Hilfe in seinem Haushalt unbezahlte einheimische Arbeitskräfte aufzufordern, wie es dem Gewohnheitsrecht entspricht. In Gestalt des einheimischen Regenten hat er es mit dem entscheidenden Gegner im Verständnis seiner Amtsführung zu tun. Heimlich haben sich Geschädigte bei Havelaar beschwert und bestätigen, was die Unterlagen bisher schon aufgezeigt haben und was zur großen Enttäuschung Havelaars mit Wissen der Kolonialverwaltung geschieht und geduldet wird.

Droogstoppel mischt sich noch einmal ein. Der bei Stern deutlich werdenden Kritik am holländischen Kolonialsystem widerspricht er, indem er sich weiter auf die Aussagen des christlichen

39 Zitiert wird nach der Ausgabe Multatuli, *Max Havelaar oder die Kaffeeversteigerungen*, Hofenberg, Berlin 2013, S. 85-87.

Predigers beruft. In den armen Javanern und dem Reichtum der christlichen Niederländer drücke sich der Wille Gottes aus. Als er sich später noch einmal in Sterns Erzählung mit heftiger Kritik einmischt, sagt er in Zusammenhang mit einem erwirtschafteten Gewinn:

„*Ist das nicht der Finger Gottes, der den Bösen arbeiten lässt, um den Rechtschaffenen zu erhalten? Ist das nicht ein Wink, um weiter zu gehen auf dem guten Wege und da drüben viel wegbringen zu lassen und hier festzustehen im wahren Glauben? Heißt es nicht 'bete und arbeite', damit wir beten sollen und die Arbeit verrichten lassen durch das Volk, das kein Vaterunser kennt?*“ (S. 186).

Stern schließt seine Erzählung ab, indem er gegen den Willen Droogstoppels die Liebesgeschichte eines einheimischen Paares, Saïdjah und Adinda, nach den Unterlagen des Schalmannes erzählt. In den Schwierigkeiten, die sich ihrer Liebe entgegenstellen, schlagen sich der Machtmissbrauch und die gewalttätige Kolonialherrschaft nieder. Havelaar setzt alle Hebel in Bewegung, um zu seinem Ziel einer guten Verwaltung zu kommen, indem er sich auf eine umfangreiche Korrespondenz mit seinen Vorgesetzten einlässt. Als der Versuch, beim Generalgouverneur in Batavia persönlich vorzusprechen, scheitert, nachdem seine Versetzung in einen anderen Distrikt ausgesprochen wurde, quittiert er den Staatsdienst.

Im 20. Kapitel, dem letzten, tritt Multatuli selbst auf, indem er Stern unterbricht und als Erzähler die letzten Seiten füllt:

„Genug, mein guter Stern! Ich, Multatuli, nehm die Feder auf. Du bist nicht berufen, Havelaars Lebensgeschichte zu schreiben. Ich habe dich ins Leben gerufen, ich ließ dich von Hamburg kommen, ich brachte dir leidliches Holländisch bei, in sehr kurzer Zeit; ich ließ dich Luise Rosemeyer küssen, die in Zucker macht – es ist genug, Stern, du kannst gehen!

Dieser Schalmann und seine Frau ...
Halt, du elendes Produkt von schmutziger Geldsucht und gotteslästerlicher Heuchelei! Ich habe dich geschaffen – du bist zu einem Ungeheuer ausgewachsen unter meiner Feder – mich ekelt vor meinem eigenen Geschöpfe – ersticke in Kaffee und verschwinde![40]

Ja, ich, Multatuli, »der ich viel getragen habe,« ich nehme jetzt die Feder in die Hand! Ich verlange keine Nachsicht für die Form meines Buches ... diese Form schien mir geeignet, mein Ziel zu erreichen.
Dies Ziel ist doppelt.
Zum ersten wollte ich etwas schaffen, was als heilige Pusaka[41] *wird bewahrt werden können von dem »kleinen Max« und seinem Schwesterchen, wenn ihre Eltern werden umgekommen sein vor Elend.*
Ich wollte diesen Kindern einen Adelsbrief geben von meiner Hand.
Und zum zweiten: ich will gelesen werden!
Ja, ich will gelesen werden! Ich will gelesen werden von Politikern, deren Pflicht ist, auf die Zeichen der Zeit zu achten, – von Literaten, die doch wohl auch einmal das Buch zur Hand nehmen müssen, von dem man so viel Schlechtes spricht; – von Händlern, die Interesse haben an den Kaffeeversteigerungen; – von Kammerjungfern, die mich für wenige Cent aus der Leihbibliothek entnehmen, – von General-Gouverneuren im Ruhestande und von Ministern im Amte, – von den Lakaien dieser Exzellenzen, – von Bittpredigern, die »nach altem Brauche« sagen werden, dass ich den allmächtigen Gott angreife, wo ich doch nur gegen den Gott ausstehe, den sie sich machten nach ihrem Vorbild, – durch die Mitglieder der Volksvertretung, die wissen müssen, was da

40 Damit ist natürlich Droogstoppel – und nicht der *Schalmann* – gemeint, durch den kompromittiert zu werden Droogstoppel in seiner Biederkeit ja fürchtet.
41 Familienvermächtnis

vorgeht in dem großen Reiche über See, das gehört zu dem Reiche Niederland ...
Ja, ich werde gelesen werden!
Wenn das Ziel erreicht ist, werde ich zufrieden sein. Denn es war mir nicht darum zu tun, gut zu schreiben – ich wollte schreiben, sodass es gehört wird; – wie einer, der »Halt den Dieb!« ruft, sich wenig um den Stil seiner improvisierten Anrede an das Publikum kümmert, so ist es auch mir ganz gleichgültig, wie man die Art und Weise beurteilen wird, auf die ich mein »Halt den Dieb!« hinausgeschrien habe.
»Das Buch ist bunt zusammengewürfelt – es fehlt an Disposition – Effekthascherei – der Stil ist schlecht – der Schreiber ist ein Anfänger – kein Talent – keine Methode –«
Schön! schön! alles sehr schön – aber der Javaner wird misshandelt!
Denn eine Widerlegung der Tendenz meines Werkes ist unmöglich!
Je lauter übrigens der Tadel, die Missbilligung meines Buches, je lieber soll es mir sein, desto größer wird ja die Aussicht, gehört zu werden – und das will ich.
Doch ihr, die ich störe in eurer »Überlastung« und in eurer »Ruhe,« Minister und General-Gouverneure! rechnet nicht so stark auf die Ungeübtheit meiner Feder. Sie kann sich vielleicht noch üben, und mit einiger Anstrengung kann sie es vielleicht zu einer Fertigkeit bringen, die dem Volk selbst die Wahrheit glaubhaft machen könnte. Dann werde ich vielleicht das Volk um einen Sitz in der Volksvertretung bitten, und wäre es auch nur, um die Zeugnisse der Rechtschaffenheit zu beleuchten, die die indischen Spezialitäten und Autoritäten sich gegenseitig austeilen, vielleicht um sich schließlich den sonderbaren Gedanken einzuimpfen, dass sie selber auf diese Qualität Wert legen; – um zu protestieren gegen die endlosen Feldzüge und Heldentaten gegen arme elende Geschöpfe, die man vorher durch Misshandlung zum Aufstand zwang; – um zu protestieren gegen die schandbare Feigheit der Cirkulare, die die Ehre der Nation beflecken, indem sie die öffentliche Liebestätigkeit aufrufen für die Opfer des chronischen Seeraubs!
Freilich, die Aufständischen waren arme verhungerte Gerippe und die Seeräuber sind wehrhafte Männer ...
Und wenn man mir den Sitz verweigerte – wenn man mir fortgesetzt nicht glaubte? ...
Dann werde ich mein Buch übersetzen in die wenigen Sprachen, die ich kenne – und in die vielen, die ich noch lernen kann, und ich werde von Europa verlangen, was ich in Niederland vergeblich gesucht habe.
Und in allen Hauptstädten werden Lieder gesungen werden mit Refrains wie der:
»Es liegt ein Raubstaat an der See, zwischen Ostfriesland und der Scheide!«
Und wenn das auch nicht hülfe? ...
Dann werde ich mein Buch übersetzen in das Malayische, Javanische, Sundasche, Alfursche, Bugineesche, Battahsche ...
Und ich werde Klewang-wetzende Kriegslieder in die Gemüter der Märtyrer werfen, denen ich Hilfe zugesagt habe, ich, Multatuli.
Rettung und Hilfe, auf rechtmäßigem Wege, wenn es sein kann, – auf dem gesetzlichen Wege der Gewalt, wenn es sein muss.
Und das würde dann sehr nachteilig wirken auf die Kaffeeversteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft!
Denn ich bin kein fliegenrettender Dichter, kein sanfter Träumer, wie der getretene Havelaar, der seine Pflicht tat mit Löwenmut, und Hunger litt mit der Geduld eines Murmeltiers im Winter.
Dies Buch ist eine Einleitung ...
Ich werde zunehmen an Kraft und Waffen, je nachdem es nötig sein wird.
Gebe Gott, daß es nicht nötig sei! ...

Nein! es wird nicht nötig sein! Denn vor Dir lege ich mein Buch nieder, Willem der Dritte,[42] König, Großherzog, Prinz – mehr als Prinz, Großherzog und König: Kaiser des

42 Vgl. Wilhelm III. (Niederlande). – An ihn als offensichtlich nicht sehr vertrauenswürdigen Herrscher sich zu wenden kann nur als Ironie verstanden werden.

prächtigen Reiches Insulinde,[43] das sich, wie ein Gürtel von Smaragd, um den Äquator schlingt! ...
Dich frage ich mit Vertrauen, ob es Dein kaiserlicher Wille ist:
Dass die Havelaar beschmutzt werden durch den Schlamm der Slijmeringe[44] und Droogstoppel; –
und dass da drüben Deine mehr als dreißig Millionen Untertanen misshandelt und ausgesogen werden in Deinem Namen? ...“[45]

Es ist schon Droogstoppel, der überzeugt von der Wichtigkeit seines Buches ist: „*Mein Buch* ***muss*** *in die Welt. Daran ist nichts zu ändern –“* (S. 32). Multatuli übertrifft ihn mit seiner Beschwörung, gelesen und gehört zu werden. Er beschwört es wie eine Herausforderung, dass die Lektüre seines Romans eine Sache jedermanns sein muss. Gleichzeitig ist der Zweifel nicht zu überhören, muss er doch davon ausgehen, dass er genügend Gegner hat, wie er einen in Gestalt von Droogstoppel persifliert. Der hat sicher ein engeres Verhältnis zu den Mächtigen als Stern, der Schalmann oder Multatuli. Und der abschließende Appell an den König in direkter Anrede setzt der Vergeblichkeit in Selbstironie die Krone auf!

Er selbst macht sich zu einer literarischen Figur, indem er sich als den Schöpfer des Romans in Szene setzt, wobei er sich zu offenbaren vorgibt. Aber Multatuli als Mensch im wirklichen Leben ist jemand anderes als die literarische Figur Multatuli, die sich gleichzeitig als Erzähler und Autor zu erkennen geben will. Das heißt, wie er es dreht und wendet, der Literatur und ihren Gesetzen entgeht er nicht, wie authentisch auch immer einzelne Vorgänge und Begebenheiten wiedergegeben sein mögen.

Gleichwohl ist das, was in „Max Havelaar“ von den verschiedenen Rollenträgern in ihrer jeweiligen Perspektive erzählt wird, von gleicher Überzeugungskraft wie das, was die Kapuziner im 17. Jahrhundert zur Abschaffung und Wiedergutmachung der Sklaverei darlegen. Wie die Geschichte über die Kapuziner hinweggegangen ist, ist es auch dem ergangen, worauf es Multatuli über die Schriftstellerei abgesehen hatte, nämlich politisierend auf die Veränderung der Verhältnisse hinzuwirken und das niederländische Kolonialsystem abzuschaffen. Darüber mussten noch Generationen vergehen, bis die europäische Dekolonisation nach 1945 gezielter angegangen werden konnte, und zwar von den kolonialisierten Völkern selbst mit durchaus zwiespältigen Ergebnissen.[46]

Bemerkenswert an den in Niederländisch-Indien von Dekker/Multatuli gemachten Erfahrungen ist nämlich, dass sie auf etwas vorausweisen, was erst in den nach der europäischen Kolonisation selbständig gewordenen Staaten deutlicher werden wird: Unterdrückung und Ausbeutung durch einheimische Herrscher brauchen dem in nichts nachzustehen, was der europäische Kolonialismus den Kolonisierten angetan hat. Das ist eine Erfahrung, die in den von spanischer Herrschaft befreiten selbständig gewordenen lateinamerikanischen Staaten seit 1810 durchweg gemacht werden konnte[47] und sich unter ähnlichen Voraussetzungen in Afrika, Asien und bis heute in den zuletzt von der aufgelösten Sowjetunion unabhängig gewordenen Staaten wiederholt. Zuletzt hat es ALBERT MEMMI bezüglich der arabischen Länder in „Portrait du décolonisé arabo-musulman et de quelques autres“ (2004) herausgearbeitet.

Indessen ist die Beschäftigung mit „Max Havelaar“ als literarischem Kunstwerk von Rang zu

43 Andere Bezeichnung für Niederländisch Indien.
44 Der direkte Vorgesetzte von Havelaar, den Havelaar mit einer schriftlichen Beschwerde zum Handeln gegenüber dem Regenten auffordert. Slijmering setzt sich zunächst mit dem Regenten in Verbindung, ehe er von Havelaar verlangt, dass er seine Beschwerde zurücknehme, wozu dieser nicht bereit ist.
45 Multatuli, wie Anm. 39, S. 239-241.
46 Wie lange es bis zur Dekolonisierung der von Holland ausgebeuteten Länder dauerte, kann hier verfolgt werden: https://www.uni-muenster.de/NiederlandeNet/nl-issen/geschichte/vertiefung/entwicklung/dekolonisierung.html.
47 Siehe dazu http://www.himmlers-heinrich.de/gewalt-%28post-%29kolonial.pdf.

einer Angelegenheit europäischer Literaturwissenschaft geworden und für einen Schriftsteller wie Leon de Winter in seiner Vielschichtigkeit immer noch vorbildlich.

Die literarische Analyse hat ihren Reiz.

Im Rahmen dieser Untersuchung geht es aber darum, was auf das Kolonialverhältnis und die darauf gestützte Macht in Gestalt europäischer Staaten für Antworten gegeben werden konnten, bevor *die Zeit*, wie es LOUIS SALA-MOLINS persifliert, für eine Veränderung *reif geworden ist*, eine Vorstellung, die noch dem Blogger h.yuren Anfang August 2015 (!) als Maßgabe seiner Gedankenführung und seiner Urteilsfindung dient. Vielmehr wäre der Analyse des Primatenforschers (FRANS DE WAAL) zu vertrauen, wenn er beschreibt, wie individuelle Impulse zu Handlungen entstehen und damit neue Möglichkeiten des Rollenspiels zur Entfaltung gebracht werden können: Über *Gefühle und Empfindungen* angesichts bestimmter Situationen – also ganz individuell und deshalb nicht gleich von allen gleicherweise zu erwarten, aber als Potential, wenn es nicht durch „Schwarze Pädagogik“ verschüttet wurde, in allen gegeben – entstehen individuelle Kräfte für eine über das Individuum hinausgreifende Moral zur Einrichtung sozialerer Verhältnisse. Das Individuum kann dabei allein bleiben, weil die sozialen Verhältnisse mit den in ihnen eingelagerten Machtinteressen so träge sind, wie sie sich in Bertolt Brechts im Regen dahinfahrenden bequemen Wagen 1938 zeigen. Und zwar gleich zwei allein bleibende Individuen auf verschiedenen Seiten: der zerlumpte Mensch im Regen und das dem „Wir“ der Mitfahrer gegenüber vereinzelte Individuum, das den Schritt zum Anhalten und Aussteigen – das Teilen des Mantels, wie es der heilige Martin vom Pferd herab getan haben soll – nicht schafft.

Dekker ist mit Multatuli zum Aussteiger geworden. In den Romanfiguren des Schalmanns, von Droogstoppel auf Abstand gehalten, und in Max Havelaar hat er sich in zweifacher Weise porträtiert, ehe er als Multatuli in neuer Rolle auftritt. Aussteiger verändern keine Verhältnisse. Aber sie sind Indikatoren für das, wofür es trotz aller Droogstoppels keine Rechtfertigung gibt, wie sehr sie ihre Vorstellungen von Gott und staatliche Institutionen gegen menschheitliche Zielvorstellungen in Stellung bringen mögen.

4 Albert Memmis Porträts aus der kolonialisierten Lebenswelt

„Le laïcisme est la seule philosophie qui, socialement,
n'exclut personne, qui respecte les différences
et les droits de chacun … sauf celui d'exclure les autres."
Albert Memmi, 2002[48]

„Ma philosophie repose sur trois axes:
l'humanisme, le rationalisme et la laïcité.
Je suis plus proche des penseurs comme Montaigne
ou de la philosophie des grecs, que de ma religion."
Albert Memmi, 2008[49]

4.1 Ein einschneidendes Jugenderlebnis

Die Unverjährbarkeit von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wie sie sich zunehmend in europäischen Zusammenhängen in öffentlichen Erklärungen finden kann, zielt auf ein weites Feld menschlichen Handelns und die in ihm immer wieder zum Ausdruck kommende Gewalttätigkeit. Dabei ist „Menschlichkeit" nichts, was nur im Kolonialismus verletzt wurde/wird, sondern greift tief in individuelle Erfahrungen und Empfindungen ein, die von Kolonialismus weit entfernt scheinen. Deshalb hat man in Deutschland einen Topf zur Verfügung gestellt, mit dem wenigstens mit finanzieller Entschädigung auf die Verbrechen an der Seele und dem Körper von Menschen reagiert wird, die Einrichtungen öffentlicher Fürsorge nach 1945 anvertraut wurden. Denkt man an die Predigten, auf die sich Droogstoppel zu seiner Rechtfertigung des Kolonialsystems bezieht, so wird an den Stellen, wo an die angeblich *heidnischen,* weil muslimischen Javaner gedacht wird, eine Quelle für „*gottgefällige*" Gewaltausübung sichtbar, wie sie auch in „Holländisch Sibirien" an der Tagesordnung war. Allein über die Sprache tritt über die Verwischung der unterschiedlichen Handlungsfelder eine Einheitlichkeit des Denkens in Erscheinung, wie sie sich im kolonialistischen Begriff des „Schutzgebietes"/„Protektorats" äußert.

Weil die Kapuziner Francisco José de Jaca und Epiphane de Moirans in der Karibik etwas wahrnahmen, was sie in ihrem solidarisch menschlichen Empfinden empörte, glaubten sie es sich schuldig zu sein, politische Forderungen an Kirche und Staat stellen zu müssen. Weil Eduard Douwes Dekker/Multatuli anderthalb Jahrhunderte später in Niederländisch-Indien in analogen Situationen empörende Erfahrungen machte, wie sie seinen Maßstäben widersprachen, und weil er außerdem – bei geringerem Risiko als die Kapuziner, aber mit ähnlichem Mut – die Niederlande als königliche Kolonialmacht vor seinem Gewissen in die Schranken gewiesen sehen wollte, waren vor seinen Augen die Grenzen zwischen Mutterland und Übersee, zwischen Mutterland und Kolonie/Schutzgebiet, zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten verschwunden, und *Menschheitliches* wurde zu seinem Bezugssystem und zur Quelle seiner Überzeugung, auf der richtigen Seite zu stehen.

Diese Gedanken sollen darauf vorbereiten, dass das Werk Albert Memmis, in dessen Zentrum die Kritik des kolonialistischen Verhältnisses zwischen Kolonisator und Kolonisiertem steht, kritisiert wird, indem man es der Aufweichung notwendiger Grenzziehungen bezichtigt, wie sie sich in der Reihe seiner Porträts unter der allgemeinen Überschrift „L'homme dominé" (1968) ansammelten: *der Schwarze, der Kolonisierte, der Proletarier, die Frau, der Hausangestellte.* So

48 „*Der Laizismus ist die einzige Philosophie, die nach sozialen Gesichtspunkten niemanden ausschließt, die die Unterschiede achtet und die Rechte jedes Einzelnen … bis auf das, andere auszuschließen.*"
49 „*Meine Philosophie verläuft entlang dreier Achsen: Humanismus, Rationalität, Laizismus. Ich stehe Denkern wie Montaigne oder der griechischen Philosophie viel näher als meiner Religion*."

schreibt ERNSTPETER RUHE im „Kritisches Lexikon der romanischen Gegenwartsliteraturen“ (1987) zu MEMMI: „*Die zunehmende Universalisierung der kolonialen Ausgangsproblematik hat der Analyse in den späteren Porträts ihre Prägnanz genommen und damit ihren Ertrag gemindert.*“[50]

Denn die Universalisierung liegt bereits in dem Ansatz, von dem aus auch die Kapuziner oder Multatuli ausgehen. MEMMI unterstreicht, dass er bedingungslos gegen jede Form der Unterdrückung sei, da er in ihr die Hauptgeißel der Menschheit sehe. So liegt die Ausweitung der Kolonialismus-Thematik an dieser Einstellung. Am Beginn seiner kritischen Auseinandersetzung mit Unterdrückung in ihren verschiedenen Formen und der verlangten Anpassung der Beherrschten steht sein erster Roman, den er 1953 veröffentlichte: „La statue de sel“ / dt. „Die Salzsäule“. Ein einschneidendes Erlebnis in einer Prüfungssituation bildet den Ausgangspunkt des Erzählens. MEMMIS ganzes wissenschaftliches Werk scheint diesem Anfang verpflichtet zu sein:

„Heute morgen bin ich vor dem Klingeln des Weckers aufgestanden. Ich habe mir das Gesicht mit kaltem Wasser abgerieben und die brennenden Augen in den hohlen Händen gebadet. Und ich saß viel zu früh im ersten O-Bus, der ein paar schläfrige Kleinhändler zum Markt bringen sollte. Als wie gewöhnlich mein Name aufgerufen wurde, schlug mein Herz schneller. Ich habe mich auf den mit meiner Nummer bezeichneten Platz gesetzt und mit meinen Nachbarn Bekanntschaft geschlossen.
Wir sind erfahrene Studenten, und jede Aufregung würde uns lächerlich erscheinen; unsere Unterhaltung war betont ungezwungen. Mein Nachbar zur Linken, der klein und schwarzhaarig ist, mit dunklen, tiefliegenden Augen unter vorspringenden Brauen, heißt Bunin. Ja, er ist Nordafrikaner aus Constantine und schon Lehrer. Er versucht das Examen zum Spaß. Der Titel? Nützlich, sicher, aber er ist über das Alter hinaus, wo man sich etwas daraus macht. Mein Nachbar zur Rechten heißt Ducamps; gewollt nachlässige Eleganz, gepflegtes Haar, aber ungekämmt. Er macht Schluß, weil er genug hat, findet die Lehrer und ihren Stand zum Kotzen; ein Idiotenberuf und sehr bezeichnend für die, die ihn wählen. Ducamps lehnt sich nach hinten zurück und blickt uns herausfordernd an; wir müssen zugeben, daß er völlig über der Sache steht. Und dann ich: Ich bin aus Tunis; nein, Tunis ist nicht von den Deutschen zerstört worden. Ob ich das ganze Pensum vorbereitet habe? Nein, natürlich nicht; nicht einmal das Wichtigste. Was ich nachher vorhätte? Ich weiß es nicht. Bunin besteht hartnäckig und voll Nervosität auf seiner Frage: Journalist werden? Wissenschaftlich arbeiten? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht mehr. Stille kriecht aus dem Hintergrund des Raumes, zögert, breitet sich rasch über die fiebernden Bankreihen aus. Der feierliche Augenblick ist da: Eine Schar von anonymen Aufpassern mit verschlossenen Gesichtern und zeremoniellen Bewegungen schwärmt aus; sie gehen durch die Gänge zwischen den Bänken und legen Zettel mit den Themen auf die Tischenden. Die Hände betasten die kleinen Quadrate aus gelbem Papier, die Augen überfliegen sie prüfend! Gelesen. Die Köpfe heben sich wieder, lächeln einander schüchtern zu, doch jetzt können nur noch flüchtig ein paar Worte gewechselt werden. Leicht hingesagte Witzeleien als Auflehnung gegen die Zukunft und die Universität, gegen unsere beschämende Ohnmacht und die Blicke der Aufpasser. Aber wir können nur noch flüstern, die Stille hat sich schon durchgesetzt. Stille. Der weite Raum und die mehreren hundert Studenten in ihm halten den Atem an. Jeder wird eins mit seiner Aufgabe, jeder ist für sieben Stunden allein.
In diesem Augenblick habe ich vor meinem weißen Blatt begriffen, daß diese Aufgaben mich nichts mehr angehen. Diesmal ist die Spannkraft endgültig erschöpft, meine Kräfte, mein Wille lassen mich hier im Stich. Ich bin darüber weder erstaunt noch enttäuscht. Wie habe ich diesen so verblüffend nichtssagenden Spielereien Beachtung schenken können? Heute stellt man uns folgende Aufgabe: „Untersuchen Sie die Elemente Condillacschen Denkens in der Philosophie von Stuart Mill."
Ich betrachte meine Kameraden. Köpfe, die sich über ihre Blässe neigen, Haar, in dem

50 https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/frontdoor/deliver/index/docId/2641/file/Ruhe_Albert_Memmi.pdf, S. 7.

nervöse Finger wühlen, sie wissen, was sie wollen. Sie alle, ob durch den Krieg überalterte Studenten oder junge Kerle, denen es immer gut gegangen ist, geizen mit ihrer Zeit. Zeit sparen, Zeit verlieren. Was habe ich noch zu verlieren? Einen letzten Einsatz muß ich noch wagen. Vielleicht habe ich schon verloren.
Bunin hebt den Kopf, macht mir ein Zeichen mit dem Kinn, während sein Füller noch in Bewegung ist: „Na?" Bunins Blick ist abwesend, er ist in sein Thema vertieft, und meine Antwort interessiert ihn kaum. Er deutet ein Lächeln an und versenkt sich in seine Arbeit. Ducamps blickt prüfend zur Decke. Er gehört zu denen, die so tun, als ob sie nachdächten, bevor sie schreiben. Ich scheine auch nachzudenken. Aber ich werde nachher nicht meine Arbeit schreiben. Zum erstenmal im Leben werde ich die für ein Examen vorgesehene Zeit vertun. In ein paar Stunden werde ich ein Jahr vertun, werde ich mein ganzes Leben vertun. Aber was habe ich bis jetzt daraus gemacht? Ich kann diese Rolle nicht weiterspielen. Niemand richtet sich mehr auf; alle Rücken sind gekrümmt in einem stummen Ringen. Wenn ich jetzt nicht schreibe, werde ich für einen Unterlegenen oder für einen Anfänger gelten. Ich habe meine Blicke überall herumgehen lassen, über die Gemälde an der Decke, die mit Büchern bedeckten Wände, ich habe die Fenster gezählt, die Regale, die Bankreihen. Ich bin kein Anfänger, ich will nicht, daß man das denkt; noch immer habe ich dieses übertriebene Schamgefühl. Ich senke den Kopf und tue so, als ob ich schriebe. Ich schreibe irgend etwas, und so vergeht die Zeit wie immer. Glücklicherweise.
Eine trügerische Erleichterung. Dieses sich im Schreiben Vergessen, das allein mir noch zu einer gewissen Gelassenheit verhilft, lenkt mich von der Welt ab; ich kann nur noch mit mir selbst sprechen. Vielleicht muß ich erst meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Wie blind war ich mir gegenüber, wie kindisch war die Hoffnung, über den Zwiespalt in meinem Wesen hinwegzukommen, den Widerspruch, der meinem Leben zugrunde liegt! Nun, ich muß es ja zugeben: Ich habe Ohrensausen und Schmerzen in der Brust. Ich wollte dem keine Beachtung schenken. Jetzt ist es wie das ununterbrochene Geklingel im Theater. Ich bin ruiniert, das ist die Wahrheit. Ich muß meinen Bankrott erklären.

Um mir Haltung zu geben, um mich zu befreien, habe ich sieben Stunden lang geschrieben wie die anderen; ich habe sogar die zusätzliche, den Nachzüglern zugestandene Viertelstunde nicht verschmäht. Denn die Erinnerungen an mein ganzes Leben stiegen in mir auf, ich schrieb ohne zu denken von dem Herzen in die Feder.
Am Ende der aufreibenden Sitzung nahm ich etwa fünfzig Seiten mit nach Hause. Vielleicht werde ich, wenn ich in diesen Bericht Ordnung gebracht habe, auch die Wirrnisse meines Lebens klarer vor mir sehen und dann irgendeinen Ausweg finden.“[51]

Aus einem Moment des Sich-fremd-Fühlens in gewohnten Verhältnissen wird ein ganzes bisheriges Leben in Frage gestellt. Was aus dem Leben ALBERT MEMMIS gibt dafür den Hintergrund ab?

ALBERT MEMMI wurde am Rande des jüdischen Ghettos in Tunis geboren, damals Protectorat de la France. In seiner Familie wird Arabisch gesprochen. Der Vater ist Jude mit italienischen Wurzeln und übt den Beruf des Sattlers aus. Seine Mutter ist jüdische Berberin und kann weder lesen noch schreiben. Sie gehören zu den Armen. Nach der jüdischen Schule besucht er das französische Gymnasium und muss sich ins Französische als Fremdsprache einarbeiten. An der Universität im benachbarten Algier studiert er Philosophie, muss aber 1943 unter deutscher Besatzung Zwangsarbeit in einem Lager leisten. Nach dem Kriegsende setzt er sein Studium an der Pariser Sorbonne fort und heiratet nach dem Studienabschluss mit der als „*eine koloniale Gunst*“[52] gesehenen Agregation eine Französin. 1949 kehrt er nach Tunis zurück und ist Philosophielehrer und Leiter eines psychologischen Instituts. Er schreibt auch für eine tunesische Wochenzeitung, fühlt sich aber

51 Albert Memmi, *Die Salzsäule*, Reclam, Leipzig 1978, S. 7-9.
52 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre*, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 12.

im dekolonisierten Tunesien und dem sich ausbreitenden Nationalismus zunehmend unwohl, so dass er sich 1956 zur Rückkehr nach Frankreich entschließt. In Paris übernimmt er verschiedene Unterrichtstätigkeiten an universitären Einrichtungen. Parallel schreibt er an literarischen Werken und publiziert wissenschaftlich zu soziologischen und psychoanalytischen Themen. Nach seinen ersten beiden Romanerfolgen „Die Salzsäule“ und „Agar“ (1955) veröffentlicht er 1957 seinen ersten wissenschaftlichen Erfolgstitel „Portrait du colonisé, précédé du portrait du colonisateur“. Seither ist er nicht mehr aus dem literarischen Leben hinwegzudenken und gilt als Großer der maghrebinischen Literatur. Denn obwohl schließlich französischer Staatsbürger fühlt er sich Tunesien nach wie vor heimatlich verbunden.

In dem Roman „Die Salzsäule“ trägt die Hauptfigur, der Ich-Erzähler, den Namen Alexandre Mordekhai Benillouche, womit auf seine Zugehörigkeiten angespielt wird: Alexandre für das Europäische, Mordekhai für das Jüdische und Bennilouche für das Berberische, die er alle in sich gegeben sieht und zwischen denen er kaum einen Ausgleich findet. Zu keiner dieser Gegebenheiten fühlt er sich wirklich gehörig. Am schwierigsten wird es, wenn er sich von allen dreien her gesehen als Ausgestoßener erleben muss. Er erlebt sich zuweilen, als wäre er überall isoliert und gleichzeitig gelähmt, wie der Romantitel es vermittelt. Am enttäuschendsten sind seine Erfahrungen mit der bewunderten Kultur der französischen Kolonialmacht, die ihm zu verstehen gibt, dass er nie ganz zu ihr gehören wird. So bleibt am Ende nur die Auswanderung als Ausweg. Die Flucht soll ihn und einen Freund nach Argentinien führen: „*Erst am Vorabend – warum dieses Zögern? Opportunismus oder verspätete Rücksichtnahme – habe ich meinen Eltern meine Abreise angekündigt. Mein Vater hat nichts dagegen gehabt. Meine Mutter hat nichts begriffen und bis zum letzten Augenblick geweint. Bevor ich das Haus verließ, habe ich mein Tagebuch vernichtet. Ich hatte schon acht dicke Hefte. Und ich nahm nur meinen Rucksack mit, so als ginge ich wieder ins Arbeitslager*“ (S. 318).

So mündet die zur Selbsterforschung abgebrochene Prüfungssituation in den Aufbruch in ein neues Leben in Übersee.

Als Wissenschaftler hat sich ALBERT MEMMI dann im „Portrait du colonisé, précédé du portrait du colonisateur“ mit der sich in Alexandre Mordekhai Bennilouche spiegelnden Problematik des Zerrissenseins zwischen verschiedenen Welten und dem Gefühl, nirgends dazuzugehören, auseinandergesetzt. Dabei steht der Kolonialismus als entfremdende Lebensform im Mittelpunkt, in weiterem Sinne das Leben in Verhältnissen, die Abhängigkeit in verschiedenen Herrschaftsformen bedeuten. Denn dass die Beschreibung des Kolonisator-Kolonisierter-Verhältnisses ein bekanntes Thema der Herr-Knecht-Dialektik ist, die HEGEL und MARX beleuchteten, war auch für MEMMI schnell klar, als er von verschiedenen Seiten, wo von direkten Kolonialverhältnissen nicht gesprochen werden konnte, Zustimmung zu seiner Beschreibung von Unterdrückungssituationen erhielt.[53]

Seine Herkunft aus Tunesien lässt MEMMI nie verkennen, dass er Kolonisierter war. Gleichzeitig verschafften ihm seine jüdischen Wurzeln den einheimischen Muslimen gegenüber Vorteile, die ihn dem französischen Kolonisator näher brachten. Das befähigte ihn dazu, den Kolonialismus sowohl durch die Augen des Kolonisierten wie die des Kolonisators zu sehen.

VICTORIA FAMIN unterstreicht in ihrer Würdigung der ersten beiden Porträts, dass MEMMI Sprachrohr eines Unbehagens sei, das den Kolonisator wie den Kolonisierten heimsuche. Sie seien beide von einem inneren Leidenszustand gezeichnet. So fühle sich der Kolonisator, der guten Willens dem Kolonisierten gegenüber sei und die Lebensbedingungen in der Kolonialgesellschaft ablehne, zwar nicht zwischen Gut und Böse eingeklemmt, sondern vielmehr zwischen dem Bösen und dem Unbehagen, das aus seiner Ohnmacht herrühre, die koloniale Welt umzugestalten. Diese Unmöglichkeit des Handelns in diesem Sinne verdamme ihn zum Kolonialismus, der dann sein

53 Vgl. Vorwort zur französischen Ausgabe von 1966, wiedergegeben in Memmi, wie Anm. 52, S. 11-20.

tiefes Gefühl des Ungenügens beherrsche.[54]

4.2 Die Spiegelung kolonialistischer Beziehungen in Abhängigkeitsverhältnissen

Im Folgenden werden die Kapitelüberschriften eines von Catherine Dechamp-Le roux be-treuten Sammelwerks wiedergegeben, das 1991 erschien und Ergebnis eines Kolloquiums ist. Sein Titel: „Figures de la dépendance autour d'Albert Memmi“, Presses Universitaires de France, Paris 1991. Die Beiträge zeigen in weitem Sinne, in welcher Streuung auf die von Albert Memmi vor-gelegte Analyse des Kolonialverhältnisses eingegangen werden kann, so dass in einem Vorfeld von Abhängigkeiten zu reden ist, ehe Macht und Ohnmacht in offensichtlichen kolonialisierten Lebensweltverhältnissen zur Anschauung gebracht werden:

Première partie
(Erster Teil)
Dépendance, dépendances, dépendants
(Abhängigkeit, Abhängigkeiten, Abhängige)

La dépendance du nouveau-né, par *Serge LEBOVICI*

(Die Abhängigkeit des Neugeborenen)
Dépendance et situation migratoire, par *Rachid BENNEGADI*

(Abhängigkeit und Migrationssituation)
Pour une clinique de la dépendance alcoolique, par *Françoise JANDROT-LOUKA & Jean-Michel LOUKA*

(Für eine Klinik der Abhängigkeit vom Alkohol)
La dépendance au tabac, par *Nicole ZOBERMAN*

(Die Abhängigkeit vom Tabak)
Dépendance et alcool, par *Claire KAHN*

(Die Abhängigkeit vom Alkohol)
Le regard d'un psychiatre sur la dépendance, par *Michel SANCHEZ-CARDENAS*

(Der Blick eines Psychiaters auf die Abhängigkeit)

Deuxième partie
(Zweiter Teil)
Les marqueurs de la dépendance
(Anzeichen der Abhängigkeit)

Facteurs biologiques de la dépendance, par *Pierre CORNILLOT*

(Faktoren biologischer Abhängigkeit)
Somatisation et événements, par *Jacques GOROT*

(Physische Folgeerscheinungen und Ereignisse)

54 http://la-plume-francophone.com/2008/09/01/albert-memmi-portrait-du-colonise-precede-du-portrait-du-colonisateur/.

Troisième partie
(Dritter Teil)
Pourvoyance – dépendance
(Fürsorge – Abhängigkeit)

Maîtres et disciples, par *Maurice de GANDILLAC*

(Lehrer und Schüler)
Propos sur le concept de pourvoyance, par *Catherine DECHAMP-LE ROUX*

(Bemerkungen zum Fürsorgekonzept)
Les pourvoyances collectives, par *Geneviève DELAISI de PARSEVAL*

(Kollektive Fürsorgemaßnahmen)
Les comportements pro-sociaux des jeunes enfants, par *Serge STOLERU*

(Prosoziale Verhaltensweisen bei Kleinkindern)

Quatrième partie
(Vierter Teil)
L'art de la dépendance
(Die Kunst der Abhängigkeit)

Le fardeau du pourvoyeur, par *Albert MEMMI*

(Die Last des Fürsorgers)

Ecriture, recherche, dépendance, par *André JARRY*

(Schreiben, Forschen, Abhängigkeit)

Gary/Ajar: une double figure de la dépendance d'écriture, par *Pierre BAYARD*

(Gary/Ajar[55]: Eine Verdoppelung der Abhängigkeit vom Schreiben)

De la trahison comme forme suprême de la dépendance, par *Jacques HASSOUN*

(Über den Verrat als höchste Form der Abhängigkeit)

Le roman et ses dépendances, par *Suzanne LÉVY*

(Der Roman und seine Abhängigkeiten)

Postface, par *Albert MEMMI*

(Nachwort)

55 Unter beiden Namen veröffentlichte Romain Gary, wobei sein Pseudonym Emile Ajar erst nach seinem Tod enthüllt und zu Lebzeiten nicht aufgelöst wurde.

4.3 „Portrait du décolonisé arabo-musulman et de quelques autres“ (2004)

4.3.1 Eine Begegnung im Internet 2015

Bei der Vorbereitung meiner Ausführungen zu Albert Memmi stieß ich vor einiger Zeit auf einen Blog in der französischen Schweiz und den Namen einer Frau, die mir völlig unbekannt war und mit deren Namen ich von der Sprache her gar nichts anfangen konnte: Djemâa Chraïti. Ich war gleich angetan von dem empathischen Ton, in dem auf Albert Memmi und seine Ausführungen von 2004 zur Dekolonisation in Nordafrika eingegangen wird, und nahm mir vor, sie zu kontak-tieren, um sie zu bitten, dass ich ihren Blogbeitrag übersetzen dürfe. Dabei enthüllte sich mir im Vorfeld, mit wem ich es zu tun bekommen würde, da Djemâa Chraïti keine Unbekannte ist und in der Öffentlichkeit wegen ihrer Integrationsarbeit mit Migranten von sich reden macht. An anderer Stelle konnte ich nachlesen, woher sie in die Schweiz gelangt war. Denn sie ist wie Albert Memmi in Tunesien geboren und darüber hinaus über ihren Vater tief mit der Befreiung Tunesiens von französischer Herrschaft verbunden. Da heißt es etwa anlässlich der Verleihung einer Auszeichnung von einer in Genf ansässigen Gesellschaft zur Verteidigung der Menschenrechte auf http://www.assmp.org/spip.php?article579 zur Vorstellung der Ausgezeichneten am 12. April 2011:

„Djemâa Chraïti wurde vor 51 Jahren in Tunesien von einer Schweizer Mutter und einem tunesischen Vater geboren. Sie ist drei Jahre alt, als ihr gewerkschaftlich organisierter Vater, Held des Unabhängigkeits-kampfes, zum Tode verurteilt wird. Er verschwindet in den Kerkern Habib Bourguibas, und man wird ihn niemals wiederfinden. Ihre Großmutter aus dem Schweizer Wallis kümmert sich um sie, bis sie als 10-Jährige in die Schweiz geht. Sie macht dort ihr Abitur, schreibt sich dann an der Universität in Fribourg für ein Literatur- und Journalismusstudium ein, studiert Arabisch in Kairo, Jura und Kommunikationswissenschaften in Genf.“

Der Vater von Djemâa Chraïti war ein Fellagha und kämpfte sowohl für die Unabhängigkeit Tunesiens wie auch für die der Algerier. Er war seit dem Unabhängigkeitskampf mit Bourguiba bekannt, aber enttäuscht von dessen Amtsführung, die mehr und mehr in einen Kult um seine Person mündete. Mit anderen Fellaghas wollte er seiner Herrschaft ein Ende machen, wurde aber entdeckt, so dass er am 24. Januar 1963 mit zwölf seiner Kameraden hingerichtet wurde.[56]

In der Laudatio heißt es, dass sie denen eine Stimme gebe, die keine haben, eine talentierte Schriftstellerin sei[57] und immer in Bewegung. Sie sei der Ausdruck einer Epoche, in der für die Unabhängigkeit von Abhängigen gestritten werde, aber auch Ausdruck der Mobilität und verschiedener Identitäten, die sowohl die lebendige Erinnerung wie auch den Fortgang der Geschichte verkörpern. Nomadentum und verantwortliche Staatsbürgerschaft würden sie kennzeichnen.

Eine Frau, die sich wie Dekker den Namen *Multatuli* zulegen könnte. Wer könnte authentischer über Albert Memmi sprechen und schreiben?

56 Siehe Lazhar Chraïti in der französischen Wikipedia. Ebenfalls die zu seiner Erinnerung eingerichtete Web-Site Site à la mémoire de Lazhar Chraïti.
57 Siehe etwa hier: http://www.djemaachraiti.ch/.

4.3.2 „Porträt des Dekolonisierten von Albert Memmi – dringend zu lesen!“

So die Überschrift zu Djemâa Chraïtis Blogeintrag am 13. Februar 2011, also gegen Ende der Revolution in Tunesien 2010/2011, mit der der Arabische Frühling begann. In Albert Memmis Text sieht sie den Ablauf der Ereignisse vorgezeichnet:

„Zur Stunde der Erhebungen in Tunesien, Ägypten und hoffentlich bald auch in Algerien glänzt im gegenwärtigen Kontext das verbesserte und um ein Nachwort im gleichen Jahr 2004 ergänzte Werk über den Dekolonisierten des tunesischen Schriftstellers französischer Zunge Albert Memmi in außergewöhnlicher Weise. Der Leser, der die letzten Ereignisse noch im Blick hat, kann von daher das Werk in einem neuen Licht zur Kenntnis nehmen. Wie ein Visionär hat Albert Memmi in absoluter Angemessenheit die Mechanismen der postkolonialen Diktaturen analysiert und durchleuchtet.
50 Jahre nach der Unabhängigkeit hat sich nichts verändert, es sei denn zum Schlimmeren. Überall Korruption und Tyrannei, so viel Unglück wie eiternde Wunden, die die jungen Nationen niederdrücken, für die die Ex-Kolonien in blinder Schuld ein komplizenhaftes, stillschweigendes Einverständnis zeigen.
Die Herren wurden einfach ausgetauscht, der Kolonisator durch den noch tyrannischeren Diktator ersetzt. Die Elite, zu der er gehört, eignet sich auf dem Rücken des oft noch unaufgeklärten und abergläubischen Volkes alle Privilegien an. Albert Memmi beschreibt diese Korruption so genau, wie man es bei der Clique um Zine el-Abidine Ben Ali sieht, die Tunesien ausgeplündert hat: das institutionalisierte Bakschisch, das beim Polizisten beginnt, dem der Gemüsehändler einen Teil seiner Ernte übergeben muss und das zum Opfergang in Sidi Bouzid (Tunesien) führt, wo sich der junge Mohamed Bouazizi lebendig verbrennt; das Verteilen von Schmiergeldern, um Importlizenzen zu erhalten. Diese Korruption auf allen Ebenen zersetzt das soziale Netz und zerstückelt es. Schmiergelder, gefälschte Bilanzen, große angefangene und nie zum Abschluss gebrachte Baustellen, finanzielle Scheingeschäfte, vor denen die Regierung die Augen verschließt. Zwischen 40 und 80 % der Einnahmen werden im Ausland auf Geheimkonten angelegt. All diese Veruntreuungen, die schließlich die Wirtschaft lahmlegen und ganze Generationen zur Arbeitslosigkeit zwingen.
Potentaten, die von verborgenen Paten ausgehalten werden und nur ein Ziel haben, nämlich auf Lebenszeit bis zum Überdruss über einen Sohn, einen Nahestehenden, eine kinderreiche Familie, Neffen, an die Spitze gewinnträchtiger Unternehmen gesetzt, nötigenfalls durch eine Reihe von Strohmännern an der Macht zu bleiben.
Polizeiliche Überwachung, unter Terror abgehaltene Wahlen, verfälschte Ergebnisse mit so offen liegenden Ergebnissen, dass es zum Lachen ist. Und diese Diktaturen wissen die modernen Kommunikationsmedien zu einem einzigen Zweck zu gebrauchen, nämlich ihr Lob zu singen.
Der Diktator muss sich mit den Religionisten[58] *und Generälen verbünden, eine brüchige Allianz in einem Lügenpoker, bei dem sich herausstellen soll, wer das Fell des andern bekommt. Der Tyrann braucht die Armee, umgekehrt stimmt es nicht. Das war in Tunesien und Ägypten zu beobachten. Die Armee kann sich immer durchsetzen.*
Im Grunde genommen haben sich die dekolonisierten Länder nicht vom Kolonisator befreit, sie stellen ihn erneut wieder her in Gestalt des Tyrannen, der die Arbeit im Innern seines Landes verlängert und dabei den vormaligen Metropolen verbunden und untergeben bleibt. Die lassen der Tyrannei ihren Lauf, solange sie dort auf ihre Kosten kommen. Das verschwörerische Schweigen Frankreichs zu den Gummiknüppeleinsätzen der Häscher Ben Alis ist ein schlagender Beleg für das, was Memmi vorbringt.
In diesem Mahlstrom haben die Intellektuellen durch ihr beredsames Schweigen geglänzt, von einigen Ausnahmen abgesehen.
Was gibt es – zwischen Fiktion und Realität – für Perspektiven für die Post-Post-Deko-

58 Von Albert Memmi verwendeter Begriff: *Portrait du décolonisé arabo-musulman et de quelques autres*. *Edition corrigée et augmentée d'une postface*, Gallimard, Paris 2004, S. 36 f.

lonisation dieser Länder, die ihre Freiheit fordern, indem sie es zulassen, dass sich neue Herren gewalttätig durchsetzen?
Nach dem Schlangenöl und vagen Versprechungen geht es weiter von einer Diktatur zur nächsten, von einem Tyrannen zur Armee, dann zur Religion der Turbanträger. Wie ist aus der Lethargie des unterworfenen Menschen herauszukommen, um zu einer Freiheit zu gelangen, in der jeder seinen Platz in einer Welt der Toleranz und des Respekts findet, Frauen, Männer, Minderheiten?
So viele Fragen sich stellen, so viele Fallen gibt es für den Dekolonisierten. Wie soll er sich sein eigenes Schicksal wieder aneignen, ohne wieder eingefangen zu werden, ohne nach rückwärts voranzuschreiten und dabei vor einem Hintergrund von Gewalt im Namen überalterter Mythen tiefer in Selbstentfremdung zu versinken?
Albert Memmis Werk wurde seinerzeit kalt aufgenommen, Radiointerviews wurden zurückgenommen, Journalisten zogen im letztem Augenblick ihre Anfragen zurück. Seine Wahrheiten verunsichern und stören. Mit chirurgischer Genauigkeit zerlegt er die Mechanismen des dekolonisatorischen Scheiterns. Beim Wiederlesen genügt es, die Namen eines Ben Ali oder Mubaraks einzusetzen, und wir sind mittendrin.
Danke, Albert Memmi, Sie sind ein großer, mutiger tunesischer Ehrenmann. Sie waren den anderen nur um einige Jahre voraus, weil Sie ein Visionär sind!"

4.3.3 Die Schlussfolgerungen eines alt gewordenen geistigen Nomaden

Albert Bensoussan äußert sich in seinem eingangs vorgestellten und dem Datum vorauseilenden Glückwunsch zum 95. Geburtstag Albert Memmis am 25. Dezember 2015 vor allem zu dessen Judentum. Vielleicht muss er angesichts Memmis eigener Betonung, dass für ihn Humanismus, Rationalität und Laizismus Grundlage seines Denkens seien, auf diesen privaten Hintergrund abheben. Jedoch auch bezüglich Israels besteht Memmi auf diesen Grundsätzen, dass nämlich Israel eine säkulare Staatsgründung ist und die Religion zu einer Angelegenheit eines jüdischen Staates zu machen sich nicht mit einem laizistischen Staat, in dem die Bürger freie Religionswahl haben, verträgt. Denn, wie Shlomo Sand immer wieder unterstreicht, der Staat Israel ist *israelisch* und *Israelis* sind seine Bürger mit einer *israelischen* Kultur, die dort seit 1948 gewachsen ist. Das Jüdische ist Privatangelegenheit, wenn auch gefährdet dadurch, dass Israels Premier *Netanjahu* im Grundgesetz die Identität als *jüdischer Staat* festschreiben will.[59]

Es mag viele Menschen wie Memmi mit Affinitäten zur jüdischen Religion geben. In diesem Zusammenhang sei auf den Französisch schreibenden algerischen Schriftsteller Boualem Sansal hingewiesen, der allerdings nicht in Frankreich, sondern in Boumerdès in der Nähe von Algier lebt. Er sagt von sich öffentlich, er sei kein gläubiger Muslim, geht also nicht in die Moschee, und kritisiert den Islam, in dem er die Neigung zum Islamismus gegeben sieht. Dass er der muslimischen Kultur verbunden ist, versteht sich von selbst. Aber er fordert ebenfalls den laizistischen Staat im Namen des Universalismus der Menschenrechte. Damit isoliert er sich in der algerischen Gesellschaft, in der es opportun ist, sich als Muslim zu bekennen, obwohl Algerien eine Republik mit entsprechender Verfassung ist (1988), die jedoch tendenziell aufgeweicht wird. Jedes Mal, wenn ein neues Buch von ihm erscheine, fülle sich sein Briefkasten. In den Briefen bekommt er Folgendes zu lesen: „*Dir wird das Fell übers Ohr gezogen werden*" oder „*Geh zu den Franzosen zurück*" oder „*Du beschmutzt die Erde der Märtyrer*" oder „*Du verdienst es nicht, zu leben*" oder „*Dreckiger*

59 Judith Friedlander, *Les juifs et le droit à la différence: entre l'idéal de l'état-nation et le nationalisme des minorités*, Les Cahiers du Centre de Recherches historiques, 9, 1992, S. 3 f. (http://ccrh.revues.org/pdf/2811): Die jüdische Frage war für Memmi zeitig ein rein akademisches Problem. Da er in freier Entscheidung die französische Kultur und Staatsangehörigkeit gewählt hatte, kümmerte sich Memmi wenig darum, ein authentisch jüdisches Leben zu führen. Diese Entscheidung habe in ihm nicht das Gefühl ausgelöst, seine Identität verloren zu haben. – Eine Privatspekulation von F.H.: Bei Memmi dürfte hinzukommen, dass seine Mutter wirklich nur von der Religion her Jüdin ist, denn sie ist ethnisch eine Arabisch sprechende Berberin. (Siehe dazu auch Kāhina, Memmi nicht unbekannt, siehe „*Le Scorpion*".)

Jude".[60]

Claude Sitbon (*1943), mit Memmi bekannter und ebenfalls in Tunesien geborener Soziologe, der in Paris studierte, hat sich anders entschieden und lebt seit 1970 in Israel.[61] Gleichwohl hält er in einer Notiz zu einem seiner letzten Bücher von 2003 „Le Nomade immobile" fest, dass Memmi sich dort gegen die verschiedenen arabischen Nationalismen ausspreche, weil er die Symbiose von Arabern und Israelis als unausweichlich ansehe. Denn in Memmis Augen sei es notwendig, den israelo-arabischen Konflikt zu *desakralisieren*, das heißt zu *laizisieren*. In seiner Schlussbemerkung nennt er Memmi zwar keinen Visionär, geht aber doch so weit, dass er sagt, Memmi habe den Nachteil, zu früh Recht gehabt zu haben.[62]

Wenn Memmis Buch von 2003 mit autobiografischem Akzent auf geistigem Nomandentum vom Autor als Summe seines Lebens gelesen werden kann, so ist dort auch nachzuvollziehen, wie seine wissenschaftliche Arbeit mit ihren Theorien etwa zu *Rassismus* und *Heterophobie* immer mit Episoden seines Lebens verbunden und der Laizismus die Grundlage seines Lebens geblieben ist. Bei der Beschreibung und Charakterisierung des Dekolonisierten 2004 sind die biografischen Momente im Vor- und Nachwort eingeblendet. Er hat seine Arbeitsweise in einem Interview mit Christian Makarian in „L'Express" vom 14. Juni 2004 zur Erstausgabe seines Buches folgendermaßen beschrieben: „*J'ai été professeur à Nanterre pendant plus de vingt ans et j'ai rencontré de nombreux étudiants issus du tiers-monde, [...] on m'a demandé à plusieurs reprises si j'avais changé d'avis par rapport à la publication de Portrait du colonisé, portrait du colonisateur (Gallimard). De fil en aiguille, j'ai réuni une grande masse d'informations, de rapports, de notes, et l'idée d'en faire un livre m'est venue peu à peu. [...] fondée sur une base autobiographique: je ne parle que de ce que j'ai vécu ou ressenti. [...] Je pars du concret pour aborder, par le travail, la généralisation philosophique dans un va-et-vient constant*."[63] Es zeigt sich, dass er das Buch als eine genauere Bilanz seiner Beschäftigung mit Kolonisator, Kolonisiertem und Ex-Kolonisiertem oder Dekolonisiertem angelegt hat, indem er der Frage nachgeht, warum die Dekolonisation bisher so wenig gebracht hat und in der Regel von Katastrophen zu berichten ist. Djemâa Chraïti hat in ihrer Präsentation des Buches den Akzent auf die selbstständig gewordenen ehemaligen Kolonien im arabischen Raum gelegt. Der arabische Raum in Nordafrika ist auch Memmis Schwerpunkt, wenngleich er ihm in Gestalt des arabo-muslimischen Immigranten in Frankreich im Buch eine genauso unübersehbare Rolle eingeräumt hat.

Wenn es im Untertitel des Buches „ ... *et de quelques autres*" (*und einiger anderer*) heißt, dann will Memmi damit auch sagen, dass ex-kolonisierte Afrikaner, Südamerikaner und Asiaten auch in seinem Blickfeld auftauchen und in seine Beschreibung passen (S. 14).[64] Es geht ihm aber vor allem um zwei weitere Figuren, die die Dekolonisation begleiten, nämlich die Auswanderer, die meistens in die Ex-Metropolen emigrieren, und um die Kinder der Eingewanderten, die im Aufnahmeland der Eltern geboren wurden. Mit diesen zwei Figuren gerät Frankreich als das Land seiner eigenen Wahl mit seiner arabo-muslimischen Einwanderung aus den ehemaligen Kolonien in den Mittelpunkt, obwohl sich in diesen Figuren auch spiegelt, was sich in Deutschland und anderen westlichen Ländern um die seit Generationen Zugewanderten abspielt, ohne dass diese Länder Ex-

60 http://bibliobs.nouvelobs.com/romans/20150911.OBS5690/boualem-sansal-le-kamikaze.html.
61 http://blogs.mediapart.fr/blog/maiakovskaia/150314/claude-sitbon-le-tunisraelien.
62 http://kefisrael.com/2013/11/18/albert-memmi-un-regard-biographique/.
63 „*Ich war mehr als 20 Jahre Professor in Nanterre, und ich habe viele Studenten aus der Dritten Welt gehabt […] mehrmals wurde ich gefragt, ob ich meine Meinung bezüglich meiner Ausführungen in „Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts" geändert habe. Nach und nach sammelte ich eine Menge von Informationen, Berichten, Anmerkungen, und dann war die Idee da, daraus ein Buch zu machen. […] gegründet auf autobiographischer Basis: ich spreche nur über das, was ich erlebt und empfunden habe. […] Ich gehe vom Konkreten aus, um bei der Arbeit in einem ständigen Hin und Her die philosophische Verallgemeinerung zu verfolgen.*"
64 Die Seitenangaben beziehen sich auf die französische Ausgabe bei Gallimard/Folio actuel von 2004.

Metropolen eines Kolonialverhältnisses sein müssen.[65] Memmi versteht also sein Porträt als eines, das in der Reihe der Rollen von Kolonisator, Kolonisierter, De-/Exkolonisierter, Immigrant, im Einwanderungsland geborene Kinder von Immigranten steht.[66]

In den Zuwanderungsländern sind weniger die Immigranten der ersten Generation ein Problem, da meistens Arbeitsplätze für Arbeiten zur Verfügung stehen, für die es unter Einheimischen kaum noch Bewerber gibt und die sie als erste Stufe ihrer Integration im Aufnahmeland notgedrungenerweise akzeptieren. Relevante Probleme treten dann sowohl für sie selbst als auch für das Aufnahmeland in Gestalt ihrer Kinder auf, die ihrerseits jetzt nach Memmi einen für Europa neuen Menschen darstellen. Sie schämen sich in der Regel für ihre Eltern, ihre aus ihren Herkunftsregionen mitgebrachte Lebensweise und ihre Anpassung an die niedrigsten Stufen der Arbeitswelt im Ankunftsland. Für Memmi sind die außerhalb des Herkunftslandes geborenen jungen Leute noch nirgends angekommene *Zombis*, die selbst nicht wissen, welchen Platz sie anstreben sollten, weil ihnen die Schulen als Bildungseinrichtungen und Nadelöhr der Integration zu Orten der Verweigerung und der Unruhestiftung werden. Sie leben für Memmi auf einem anderen Planeten, in den Banlieues als *no-man's land,* die teilweise als No-go-Areas gelten (S.174 ff.).

Nichtsdestoweniger hat sich infolge der Unruhen in Frankreich 2005 die politische Aufmerksamkeit auf die Probleme der Vorstädte gezielt einstellen müssen, um den permanenten Zündstoff für die Zivilgesellschaft in Grenzen zu halten, wenn er auch noch lange nicht wirklich wird kontrolliert werden können. Damit ist ein anderes, lange nicht zur Kenntnis genommenes Thema in den Blick geraten, das Memmi bereits als die spiegelbildliche Ergänzung beschrieben hat: Was unternimmt die Mehrheitsgesellschaft, um die Immigranten und ihre Kinder als ihresgleichen anzusehen, mit denen sie in gemeinsamer Staatsangehörigkeit Rechte, Pflichten und Chancen teilt?

„In der Kolonialepoche lebte jeder für sich; man kannte sich kaum; jetzt verlangt das gemeinsame Leben, dass man einander kenne. Der Angehörige der Mehrheitsgesellschaft hat den Eindruck, es mit einem doppelgesichtigen Wesen zu tun zu haben, das eine vertraut, das andere unbekannt, mit dem er es wohl oder übel zu tun bekommen hat. Um diese Fremdheit, die sich in sein Leben geschlichen hat, zu beenden, sieht er keine andere Möglichkeit, als vom Angehörigen der Minderheit eine radikale Verwandlung einzufordern, die ihn ihm selbst ähnlich macht.
Aber er ist sich nicht sicher, ob das möglich ist; er ist sich nicht einmal sicher, ob er das wirklich möchte. Wie jeder Fremde wird der Einwanderer als potentieller Verräter angesehen. Bestenfalls lebt er in einem doppelten Treueverhältnis sowohl zu seinem Herkunftsland als auch zu dem, das ihn aufgenommen hat. Käme es zwischen beiden Ländern zur Krise, weiß man nicht, wie er sich verhalten und welches er gegebenenfalls verraten würde. Im Zweifelsfalle empfiehlt es sich, ein waches Auge auf ihn zu haben (S. 188 f.).“

Als Beispiel für das Misstrauen gegenüber lange in ihr Aufnahmeland integrierten Immigranten nennt Memmi die Internierung der US-Bürger japanischer Herkunft in den Vereinigten Staaten, nachdem zwischen den beiden Ländern 1941 Krieg ausgebrochen war. Oder das Misstrauen in den europäischen Ländern gegenüber ihren muslimischen Gemeinden angesichts der Probleme im Vorderen Orient. (Das hat sich verstärkt, seit der „*Islamische Staat*“ in Europa junge Leute rekrutiert, die im Dschihadismus auf einmal die Sinnerfüllung ihres Lebens sehen und sich hinter dem Rücken

65 Memmis Schwerpunkt kann allein deshalb als wichtig angesehen werden, weil seine Analyse immer wieder den Islam berücksichtigen muss. Anstatt von Islamisten spricht er jedoch gern von *Religionisten*, weil religiöser Fundamentalismus in jeder Religion entstehen kann. Im neuen Buch des Dalai Lama geht es um den Entwurf einer neuen säkularen Ethik, weil die Religionen eher Konfliktpotentiale enthalten, als dass sie in einer globalisierten Welt der Friedensfähigkeit Stützen sein könnten: *Der Appell des Dalai Lama an die Welt: Ethik ist wichtiger als Religion* (2015).
66 In den Rollen des Immigranten und seiner Kinder weitet sich das Kolonialismuskonzept aus in neue Abhängigkeitsverhältnisse von anderen Herrschaftsansprüchen.

ihrer mehr oder weniger integrierten, also feigen, unterwürfigen Eltern in den Kampf gegen die *Ungläubigen* begeben.)

Für MEMMI ist die Abhängigkeit des Kolonisierten vom Kolonisator in Gestalt des Dekolonisierten aufgehoben, die seither entstandenen Probleme müssen aber auf einer neuen Ebene verhandelt werden. Denn die mittelbaren Folgen der Dekolonisation sind durch die Migrationsbewegungen und die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Ex-Metropole und als unabhängiger Staat selbstständig gewordener Kolonie Teil nicht nur der Ex-Metropolen geworden. Was immer dabei für neue Abhängigkeiten entstanden sind, so liegt die Lösung der von MEMMI beschriebenen Probleme auf einer Ebene, auf der freie Geister aus dem Okzident mit den freien Geistern aus dem Orient in Verhandlung treten können. So wie es bei laizistischem Hintergrund möglich ist, dass New York einen jüdischen Bürgermeister hat, sollte es möglich sein, dass es irgendwann einen muslimischen Bürgermeister in Paris gibt oder einen jüdischen in einem arabischen Land. „*Denn die Gottessektierer haben zu häufig den Teufel im Leib. Zwischen den beiden Kategorien von Menschen sollte es im Weltmaßstab den gleichen Kampf geben, denn es geht dabei um unser gemeinsames Wohl*“ (S. 214).

MEMMIS Programm in der Rolle eines *geistigen Nomaden* ist also ein politisches geblieben, wie sehr es möglicherweise auch zu der von GIORGIO AGAMBEN empfohlenen Rolle des Aussteigers passt, vielleicht sogar nur von Aussteigern vertreten werden kann. Denn die Kennzeichen der Heimat des Nomaden, wie ihn MEMMI darstellt und wie ihn AGAMBEN als Aussteiger aus erstarrten Verhältnissen empfiehlt, müssen Humanismus, Rationalität und Laizismus sein, über die sie ihre Anschlussfähigkeit an Gleichgesinnte signalisieren, da die Gefahr für den Einzelnen von den Religionisten ausgeht, auch den Geld-Religionisten in der globalisierten Welt. Diese Werte, von denen niemand ausgeschlossen sein darf, umschreiben nichts anderes als das, wofür sich die beiden Kapuziner im Namen ihres Gottes, der nicht mehr der der Kirche oder der des katholischen spanischen Königs war, und Dekker/Multatuli eingesetzt haben, wenn er von *Menschheit* sprach und dabei gegen die holländischen Kanzelprediger eines Droogstoppel wie alle hier Vorgestellten zusammen die Rechte jedes einzelnen Menschen vor Augen hatte und für sie kämpfte.

Diese Werte stellen gleichsam die Hintergrundstruktur für jede zu spielende Rolle dar, in welcher Gesellschaft auch immer in Szene gesetzt, weil es uns Menschen ja ohne Rollenspiel in sozialen Zusammenhängen gar nicht gibt. Die drei Werte sind als das Maß und die im Spieler inhärenten Beurteilungskriterien für das Rollenspiel anzusehen. Auf ihnen muss jedes Handeln ruhen, wie viel *als ob, also bewusste Maske*, auch zu investieren ist, damit der Andere als Spieler seiner Rolle in seiner Ganzheit wahrgenommen bleibe und, möglicherweise in Abhängigkeit geraten, in ihr nicht gefangen zu bleiben braucht. Vor dem Auge des geistigen Nomadentums im Augenblick des Ausstiegs aus der Rolle und in der gewissermaßen identitätslosen Ruhephase des *als ob nicht* im rollenlosen Bei-sich-Sein kann dann die Welt zur Theateraufführung werden, der man im Schlafrock, aber nicht in Freizeitkleidungsrolle zuschaut. Trägt man Freizeitkleidung, befindet man sich noch nicht in der identitäslosen nomadischen Ruhephase, sondern ist immer noch den Häschern zumindest der Geld-Religionisten ausgesetzt,[67] die einen Spieler nicht aus ihrer zur Warenwelt reduzierten Szenerie entlassen wollen. Denn das Spiel, zu dem wir auch als zeitweise identitätslose Atemschöpfende immer noch gehören, ist erst aus, wenn wir alle tot sind, wie in Anlehnung an Rudyard Kipling gesagt werden könnte, der aber an ein ganz konkretes Machtspiel – The Great Game – dachte, in dem nur Imperialisten auftraten, die für ihn damals die Weltbühne beherrschten.

67 In den Territorien der Geld-Religionisten können ganze Straßenzüge reichen Religionisten aus den dekolonisierten Ländern gehören. Sie treten dort aber nur anonym auf, weil ja die Geld-Religionisten eigentlich ihre materialismushörigen westlichen Feinde sind (Memmi [2004], S. 207).

5 Abschliessende Beobachtungen zum Rollenspiel

Die Idee des Welttheaters, wie sie seit der Antike (Plotin) überliefert ist und vom spanischen Barock her zu einem Gemeinplatz der christlichen europäischen Vorstellungswelt bis ins 20. Jahrhundert zu Hofmannsthal und seinem „Salzburger Welttheater“ (1922) wurde und auch bei Samuel Beckett in den Fundus seiner Vorstellungen geriet, hat als niedrigste der gewissermaßen institutionalisierten Rollen in der Gesellschaftshierarchie den Bettler im Repertoire.[68] In vielen Religionen wird von den Gläubigen ihm gegenüber Barmherzigkeit verlangt. Es ist bei Hofmannsthal die Rolle, die keiner spielen will, obwohl sie in Gottes Plan vorgesehen ist und den anderen Rollenträgern aufgegeben ist, ihr mildtätig zu begegnen und den Bettler mit Almosen zu unterstützen. Denn Armut ist eine Begleiterscheinung von in Gemeinwesen verfassten Gesellschaften. Im Begriff „*Fürsorge*“, „*assistance sociale*“, „*welfare*“ usw. wird in modernen Gesellschaft der Rolle des *Bedürftigen* Rechnung getragen, indem in öffentlichen und privaten Einrichtungen und Hilfsorganisationen Sorge für die getragen wird, die ihre Rollen aus eigener Kraft nicht spielen können.

Geraten Gesellschaften oder Staaten in Krise, so dass ihre Bürger sich nicht mehr eingebunden fühlen, weil sie mit ihren Rollen keinen Anschluss mehr finden und der Bürgerkrieg für sie keine Wahl darstellt, kommt es zu Fluchtbewegungen und Migrationsströmen. Weil bei der *gebrechlichen Einrichtung der Welt* (H. v. Kleist) damit immer zu rechnen ist, gibt es seit 1950 in die UNO integriert das *Office of the United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR)*. Anders als der nicht sesshafte, aber für sich selbst sorgende Nomade ist der Flüchtling obdachlos geworden und sucht nach einer neuen sicheren Heimstatt. Als Ziele kommen Länder in Frage, die einen stabilen Eindruck machen und deren Wohlstand Teilhabe für andere verspricht. Australien ist eines dieser Ziele, wehrt sich aber seit Jahren mit der so genannten Pazifischen Lösung gegen die Aufnahme von Flüchtlingen mit einer Argumentation, die überall ihre Anhänger hat: Flüchtlinge gehören am besten dorthin, wo sie herkommen.

Der polnisch-deutsche Schriftsteller Artur Becker (*1968) erinnerte vor kurzem an etwas, wofür die spontane Hilfsbereitschaft vieler Menschen Flüchtlingen gegenüber ein Ausdruck ist: „*Flüchtlinge sind wir auch; wir besitzen in Wahrheit nichts, und die Erde gehört uns allen nur für eine kurze Zeit. Und wir können schneller, als uns lieb ist, in eine ähnliche Situation geraten wie die Menschen, die aus Syrien und anderen Ländern in Not zu uns fliehen.*“

Artur Becker gibt dem Begriff „*Flüchtling*“ eine Bedeutung, die ihn auf die Ebene des Reisenden, Pilgers, des geistigen Nomaden hebt, wenn Fragen des Hungers und Durstes keine Notdurft mehr zu sein brauchen. Auf dieser Ebene geht es aber nicht mehr um gesell-schaftliche Situationen, in denen mit *Asylant, Staatenloser, Migrant, Vertriebener* oder *Flüchtling* die Rollen von Menschen beschrieben werden, in denen sich die festen Rollenzuschreibungen verflüchtigt haben und für die Nationalstaaten nur noch zuständig sind, wenn sie sich an alle Bestimmungen der UNO halten, die jedoch nur nationalstaatlich im Aufgabenbereich von *Fürsorgeinstitutionen* eingelöst werden können, wie jedes gefährdete Menschenrecht. Sie werden gewissermaßen nur als Durchgangsstadien zur staatsbürgerlichen Integration und zur Einbürgerung angesehen.

Wanderer, Reisender, Pilger, geistiger Nomade, Aussteiger zu sein ist die Rolle freier Wahl, die das Repertoire gesellschaftlicher Rollen in einem starken individuellen Selbstbewusstsein überschreitet und das Individuum als ein irdisch-überirdisches Doppelwesen zugleich fasst. Für dieses Rollenvenständnis sind dann höchstens noch Literatur, Religion, Theologie oder Philosophie zuständig, nachdem mit der Geburt alle Eintragungen in die staatsbürgerlichen Register bereits erfolgt sind und das Nadelöhr der Erziehungs- und Bildungsinstitutionen zum legitimierten Eintritt

68 Vgl. http://www.himmlers-heinrich.de/kolonialisierte-lebenswelt-buehne.pdf, S. 37-49.

in die kolonialisierte Lebenswelt bewältigt ist. Die Bibelwissenschaft hat sie in der Rubrik des eschatologisch motivierten „*Fremdseins*“ eingeordnet: Fremde – eschatologisch motiviert: 1. Petrusbrief, 1Petr 1,1, 1Petr 1,17, 1Petr 2,11, Hebräerbrief, Hebr 11,13, Exkurs: Zum Gedanken, wonach das Leben ein kurzer Aufenthalt in der Fremde ist, Matthäusevangelium, Mt 6,19; Mt 16,26, Paulus und Paulus-Schule, 2Kor 5,1-8, Exkurs: Die Paulusschule (Kol 1,13; Eph 2,11-22), Johannesevangelium. Bei PHILON VON ALEXANDRIEN (* um 15/10 v. Chr.; † nach 40 n. Chr.) heißt es etwa: „*Denn in Wahrheit ist für alle Seelen weiser Männer der Himmel die Heimat, die Erde die Fremde; (eine solche Seele) betrachtet das Haus der Weisheit als ihr eigenes, das des Körpers als das fremde, in dem sie nur zu Gaste zu sein glaubt*.“ Hugo von Sankt Victor hat das im 12. Jahrhundert ganz ähnlich ausgedrückt.[69]

Herman Melville stellt in „Moby-Dick“ in Kapitän Ahab als Walfänger jemanden vor, der an seiner Rolle als Kapitän zu zweifeln begonnen hat, nachdem es ihm nicht gelungen war, beim Walfang den Weißen Wal zur Strecke zu bringen. Der riss ihm vielmehr ein Bein ab, so dass er eine Prothese aus dem Knochen eines Pottwals trägt. Im Vollbesitz seiner Kapitänsrolle wird er erst wieder sein, wenn er sich am Weißen Wal gerächt haben wird. Seinem Steuermann, der sich im Unterschied zu seinem Kapitän für jedes Mitglied an Bord der „*Pequod*“ vernantwortlich fühlt, möchte er begreiflich machen, warum er nur die Jagd auf den Weißen Wal im Schilde führt:

„*Hör nochmals her – wir müssen tiefer schürfen. Mann, alles, was du siehst, gleicht einer Pappenmaske. In allem aber, was geschieht – im echten Handeln, in der bedenkenlosen Tat –, scheint das Gebilde eines unbekannten, jedoch vernunftbegabten Dings hinter der vernunftlosen Maske auf. Wenn der Mensch schlagen will, so schlag er durch die Maske! Wie kann der Häftling denn ins Freie, wenn er die Mauer nicht durchbricht? Für mich ist dieser Weiße Wal die Mauer, dicht vor mich hingestellt. Dahinter, denk ich manchmal, ist nichts mehr.*“[70]

Kapitän Ahab ist in seinem Rollenbewusstsein durch Moby Dick deshalb so gekränkt, weil er sich mit seinem ganzen Selbst und dessen Potential mit dieser befehlsgewaltigen Rolle identifiziert hat. Diese Kränkung treibt ihn an, weil er auf einmal erkannt hat, dass auch die Kapitänsrolle nur eine *vernunftlose Maske* ist, die *im echten Handeln, in der bedenkenlosen Tat* durchbrochen werden kann. Das heißt, im Handeln und in der Tat kann über die Maske hinaus etwas in Erscheinung treten, das an Allmacht grenzt: „*... ich würde selbst die Sonne schlagen, wenn sie mich beleidigt*“ (S. 274). Der Mensch könnte also, so Ahab, mächtiger sein, als das, was ihm seine Rolle zuschreibt. Durchbricht er als Maskenhäftling die Pappe, reißt er sich gewissermaßen die Maske ab, sind ihm keine Schranken mehr gesetzt, und er ist frei. Aber, so der Verdacht Ahabs, dieses Freie in der uneingeschränkten Allmacht steht im Leeren.

Die von Melville mitgeteilte Erkenntnis ist, dass die Rolle an keiner Stelle ihrer Aufführung davor geschützt ist, in Momenten der Fassungslosigkeit zerschlagen zu werden und in haltlosen, zerstörerischen Wahnsinn auszubrechen. In der gemutmaßten *Vernunftbegabung* im hinter der Maske Verborgenen kann sowohl die ihr entsprechende Menschenfreundlichkeit in Erscheinung treten – man denke an FRANCISCO JOSÉ DE JACA, EPIPHANE DE MOIRANS, DEKKER/MULTATULI oder ALBERT MEMMI – wie aber auch unter Verzicht auf diese Begabung der Wille zur absoluten Zerstörung, Selbstzerstörung inklusive. Der Blick in die Geschichte liefert Beispiele. Das angehäufte *Overkill-Potential* in den Arsenalen von Nationalstaaten, in dem die wechselseitige Zerstörung programmiert ist, bleibt das sichtbarste Menetekel für die gegenwärtige Zukunft.

Zurück: →Hier

69 Vgl. http://www.himmlers-heinrich.de/kindheit-jugend-kolonialisiert.pdf, S. 80.
70 Herman Melville, *Moby-Dick oder Der Wal.* Deutsch von Matthias Jendis, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a. M. 2004, S. 273.